O. germ.
379 5

Flix.

Bilder
aus den Kriegszeiten Tirols.

Geschichtliche und poetische Erzählungen

von

Alois Flir,
Professor der Aesthetik und klassischen Literatur.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Innsbruck,
im Verlage der Wagner'schen Buchhandlung.
1846.

361. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite.

Vorwort.

I. Das Treffen bei Siggl. Eine geschichtliche Erzählung 1

II. Geschichtliche Novellen:

1. Die Hochzeitfahrt 42
2. Der Flüchtling 68

III. Metrische Gedichte:

1. Der Beruf 173
2. Das Kontingent der Kapuciner im J. 1809 177
3. Der Feldpater 180
4. Der Kommandostab 184
5. Der Zweikampf 187
6. Der Gefangene 192
7. Der Gast 195
8. Der Knabe und die Spionen . . . 200
9. Der Transport 203

Seite.
10. Das Gebet 209
11. Der Wirth von der Mahr 217
12. Das Heimathland 227
13. Der Leidensgefährte 232
14. Des Sandwirths Treue 238
15. Des Sandwirths eigentliches Lebensende 250
IV. Anmerkungen zu den Gedichten.

Vorwort.

Von den drei prosaischen Erzählungen, welche die Reihe der vaterländischen Zeitbilder eröffnen, bezieht sich die dritte auf Zustände vor dem Kampfe 1809, die erste auf den Kampf selbst, die zweite auf Stimmungen nach demselben.

Ungeachtet dieser Unordnung in Ansehung des Inhaltes schien es einfacher, die Reihefolge nach der Form zu bestimmen, um von dem Geschichtlichen zum Novellistischen, und von da zum Metrischen fortzuschreiten.

Unsere prosaische Verstandeszeit wäre al-

lerdings rein geschichtlichen Darstellungen weit günstiger; aber eine Fülle des Besten und Schönsten sinkt unter, wenn nicht die Poesie es rettet. Die Kritik müßte sich nur zu oft beinahe auf die bloße Benennung der Thatsache beschränken, während die Dichtung das Dahingeschwundene zurückruft und in veredelter Erscheinung wieder herstellt. — Die Novellen sind weit geschichtlicher, als man aus ihrem Namen vermuthen könnte: das Gegenständliche bot sich in reichem Detaile, und die Nachhülfe, welche da und dort nothwendig wurde, verfuhr beiläufig, wie die Ausführung einer fremden, unvollendeten Zeichnung.

Abgesehen von dem Mangelhaften der

Darstellung hat die gegenwärtige Sammlung tirolischer Bilder schon wegen der kleinen Anzahl — an sich nur eine geringe Bedeutung: aber wenn in dieser Art, oder vielmehr in einer tüchtigeren, fort und fort interessante Einzelnheiten, charakteristische Zustände und Handlungen gesammelt und natürlich-einfach dargestellt würden, so entstände nach und nach denn doch ein nicht gleichgültiges Gemälde des vaterländischen Wesens und Lebens in den Zeiten der Feuerprobe. Wenn ich dazu einen neuen Impuls gebe, so bin ich zufrieden: und wenn dieser erste Versuch nicht ungünstig aufgenommen wird, so hoffe ich noch manches Aehnliche nachfolgen zu lassen.

In der Zeit des deutschen Bruderbundes ist vernünftiger Weise von Feindschaft keine Spur mehr vorhanden. Doch je versöhnter die Parteien sind, um so freier wird gegenseitig das Wort. Und wenn es auch nicht Allen genehm sein sollte, Tirol darf das Andenken an seine glorreiche Zeit durch keine Rücksicht unterdrücken. Die gebrachten Opfer verdienen ihre Entschädigung. Aber des Guten nächster, würdigster Lohn auf Erden ist — sein lebendiges Bewußtsein. Diesen Lohn schuldet das Vaterland fortwährend sich selbst.

Innsbruck, den 13. August 1845.

A. F.

Das Treffen bei Giggl im Jahre 1809.

Nur aus wirklicher Anschauung geht unmittelbar oder mittelbar historische Anschaulichkeit hervor, wie schon ein uralter Dichter an einem Erzähler rühmt:

Selbst wohl warst du dabei, oder hast es von Solchem vernommen.

Odyssee VIII, 491.

So mögen denn auch jene Männer Tirols, welche dessen patriotische Kämpfe von 1796 bis 1809 schauten und mitkämpften, ihre schönen Erinnerungen uns hinterlassen; uns Jüngern aber kömmt es zu, ihren Erzählungen zu lauschen, um sie mit Treue zu bewahren. Die Zeit drängt; die Reihen der Väter lichten sich; um so nothwendiger ist noch beim Abschiede ein eifriges Zusammenwirken der ältern und jüngern Generation, damit das Bild der Wirklichkeit in

ihrer Form und Farbe sich vollende, bevor es unmöglich wird. Um einzelne Beiträge zum künftigen Ganzen zu liefern, braucht man eben nicht Historiker zu sein, wie ja auch der Schäfer und Weidmann dem Naturforscher den Fund vom Berge bringt, lichte Krystalle und duftige Pflanzen.

Einen Versuch dieser Art theile ich nun öffentlich mit, die Erzählung von dem Widerstande des Thales Patznaun gegen die Baiern im Jahre 1809. Auf einer Ferienreise befragte ich an den Hauptorten des Thales die sachkundigsten und glaubwürdigsten Männer um die Einzelheiten, schrieb ihre Aussagen sogleich nieder, benützte in Ischgl die Schriften des verdienstvollen Joh. Christ. Zangerl, der eine Chronik von Patznaun hinterlassen hat; ich verglich dann alle Nachrichten untereinander und mit der Gegend des Kampfes, bis ich eine mich befriedigende Anschauung gewann. Die Begebenheit entbehrt zwar einer weiter greifenden Wirksamkeit, und ihr Andenken blieb eben deßhalb beinahe durch dieselben Felsen abgeschlossen, zwischen denen sie sich zugetragen. Aber Tirols Kriegsjahre bieten kaum ein Ereigniß dar, welches, einzeln und in sich selbst ein Gan-

zes, alle Elemente einer Volkserhebung so charakteristisch vereint, als das Patznauner Treffen bei Giggl nebst den vorhergehenden und nachfolgenden Umständen.

Wenn*) man im Oberinnthale hinter Landeck gegen Vorarlberg hin am linken Ufer des Flusses Sana auf der Poststraße fortwandert, so kömmt man zu einer Thalscheide: rechter Hand eröffnet sich das Stanzerthal, durch welches die Straße sich fortsetzt; links windet sich zwischen Waldung und Felsen hinein der düstere Eingang des Thales Patznaun: von jener Seite rollt der Bach Rosana heran, von dieser die wilde Trisana, und das Getöse ihrer Vereinigung

*) Man vergleiche außer dem „Reisehandbuche" des Beda Weber und Staffler's „Tirol und Vorarlberg" besonders die nützliche Monographie: Historisch-topographische Notizen über das Thal Patznaun in Tirol; von Dr. Joseph Zangerl, k. k. Hofarzte in Wien; Neue Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg, 10. Bändchen, S. 55—84. Hier werden Patznauns Kriegsereignisse vom Jahre 1809 zum erstenmale etwas umständlicher angezeigt (S. 82—84). Man sehe auch die Bemerkungen über Patznaun von dem gelehrten Kustos Bergmann in dem Anzeigeblatte der Wiener Jahrbücher Nr. CVIII.

zum Flusse Sana rauscht aus der Tiefe dumpf empor. Am rechten Ufer des eben entsprungenen Flusses, auf einem mit Fichten dünn besetzten, vom Gebirge durch einen Einschnitt sich ablösenden Felsenhügel steht das alte Schloß Wiesberg, ein ziemlich ausgedehnter Bau ins Gevierte. Ein schmaler, sehr steiler Weg führt von der Straße zur Sanabrücke hinab, und am Fuße des Schloßhügels vorbei durch Gebüsch und Waldung zu der kaum 10 Minuten weit entlegenen Trisanabrücke. Jene wird die äußere oder erste, diese die innere oder zweite Gefällbrücke genannt. Nordöstlich von Wiesberg, hinter einem langen Wiesenabhange, liegt das Dorf Tobadill, zu dem, etwa eine Stunde gegen Patznaun hinein, über dem Schloßwalde, hoch auf dem Berge der Weiler Giggl gehört, in zwei Gruppen aus 10 Häusern bestehend. Zwei benachbarte Bauernhöfe heißen die Badstube. Unterhalb, zunächst an dem Walde, zeigt sich Blatils mit drei Häusern; weiter unten und innen der kirchlich schon zu Patznaun gehörende Weiler Luitl, mit fünf zerstreuten Wohnungen. Die steile Bergfläche ist vielfach durchsittert, und löst sich über dem Bache in immer bröckelnde Erdbrüche auf. Die zweite

und eigentliche Gefällbrücke ist gleichsam das Thor von Patznaun. Von dort, am linken Ufer der Trisana, erhebt sich der Thalweg, schmal, mitunter steil, mehr als eine Viertelstunde durch Felsen gebrochen, schauerlich zwischen dem aufspritzenden Schaum der tosenden Wellen und den niederhangenden, zerklüfteten Schroffen, von wo besonders bei Regenwettern kleinere und größere Steine herabfallen, weßhalb diese Strecke das Gefäll heißt. Das Andenken und die Zeichen vieler Verunglückungen steigern das Schreckliche dieses Ortes. — Eine starke Stunde tief im Thale erweitert sich die Sohle, und bildet einen Kessel, den vor Zeiten ein See füllte: weßhalb die Ortschaft am rechten Ufer, abseits vom Thalwege, See genannt wird, die Kuratiekirche und einige Häuser. Beiläufig nach einer halben Stunde gelangt man zu dem Weiler Wald mit einem besuchten Wirthshause. In anderthalb Stunden von da erreichen wir das Dorf Kappl, und in zwei Stunden von hier das Dorf Ischgl, das mit seiner schönen Kirche und durch einige stattliche Häuser auf grünem Abhange am rechten Ufer freundlich überrascht. Das Thal setzt sich von hier als mäßige Fläche, bald Au, bald Anger, fort, eine Stunde bis zur

Ortschaft Mathon, und wieder eine Stunde bis zum Dorfe Galtür, und von dort noch eine kurze Strecke bis zum abschließenden Zainisberge, der einen bequemen Uebergang in das Vorarlberger-Thal Montafon gewährt. Das ganze Patznaun dehnt sich also in eine Länge von etwas mehr als 7 Stunden aus, und zwar in südwestlicher Richtung. An den steilen, und sehr oft beinahe senkrechten Halden hangen rechts und links bis hoch hinauf zum Waldsaume oder zu den Alpensteppen Weiler und Höfe, meistens von Holz gebaut, auch rings zerstreute Heuschoppen, dem Unterthale (Vorderpatznaun) entlang, welches See und Kappl in sich begreift, und zwischen beiden das hohe Alpendorf Langetzthaye. Je höher das Thal steigt, um so mehr bleiben natürlich die Wohnungen in der Niederung; so also im Oberthale (Hinterpatznaun) von Ischgl bis zum Ende. Die Bevölkerung des ganzen Thales beläuft sich gegenwärtig auf beinahe 4100 Menschen. Die Oberthaler tragen noch einige Kennzeichen ihres ursprünglichen Zusammenhanges mit Graubündten, in welches durch das Fimbathal hinter Ischgl der gewöhnliche Weg führt; die Galtürer sind zugleich in Vielem den benachbarten Vorarlbergern

ähnlich. In Hinsicht des Steuer- und Miliz-wesens und der Kriminalgerichtsbarkeit war Hin-terpatznaun von dem durch hohe Berge getrenn-ten, eine Tagreise weit entlegenen Nauders ab-hängig: dagegen hatte es seit 1460 das Privi-legium, auf je drei Jahre einen eigenen Orts-richter für die Schlichtung der Rechtshändel zu wählen. Im Jahre 1810 schlug Baiern Ischgl und Galtür zu dem Landgerichte Landeck, mit dem schon früher Vorderpatznaun vereiniget war. Ueberhaupt gleichen die Unterthaler zumeist den anwohnenden Oberinnthalern. Doch ungeachtet dieser Verschiedenheiten haben sich die Patznau-ner durch die Abgeschlossenheit ihrer Gegend und durch fortwährende Mischung zu einem eigen-thümlichen Thalvölklein ausgebildet, des-sen besondere Mundart bojoarische, allemannische und romanische Elemente verbindet.

Wanderer, die nach Montafon oder Engadein hindurcheilen, Viehhändler, Hausirer, Obsthöker sind beinahe die einzigen Fremden, welche in das Thal kommen. Der Weg ist selbst für zweiräde-rige Karren fast durchaus beschwerlich, und oft sogar gefährdend. Doch wegen den vielfachen und leichten Uebergängen in die Schweiz und nach Vorarlberg wurde die harmlose Stille Patz-

nauns in Kriegszeiten oft schon unangenehm unterbrochen. Von den Jahren 1796—1805 lagen fort und fort Truppen in dem Thale, besonders in Fimba, bald mehr bald weniger, im Ganzen 20 Militär- und 21 Schützenkompagnieen. Patznaun selbst stellte fünf: nämlich Ischgl und Galtür zwei, die Gemeinde Kappl zwei, und die Gemeinde See Eine. Seit 1737 bestand zu Ischgl ein Schießstand, und die Patznauner Schützen wirkten bei den kriegerischen Unternehmungen unsers Vaterlandes in und außer dem Thale eifrig und ehrenvoll mit.

Als (in Folge des Waffenstillstandes von Znaim den 12. Juli 1809) nach dem Abzuge der österreichischen Truppen im August sofort würtembergisches und baierisches Militär Vorarlberg besetzte, und in Montafon eindrang, eilten die Patznauner nach Galtür und auf den Berg Zainis. Zwei Kompagnieen blieben fortwährend daselbst zur Deckung der Gränze, indem sie sich gegenseitig ablösten. Die Vorhut besetzte alle Uebergänge; die übrigen Schützen lagen in den zerstreuten Häusern der Gemeinde Galtür. Von Landeck herein erhielten sie die Lebensmittel, der Mann täglich Einen Laib Brod und Ein Pfund Fleisch. — Der Feind machte auf dieser Seite

keinen Angriff; wohl aber bedrohte er seit Anfang November den Arlberg und das Stanzerthal, um der von Innsbruck in das Oberinnthal vorrückenden Division die Hand zu reichen. Die erste Kappler Kompagnie unter dem Hauptmann und Anwalte Ladner wurde demnach dorthin zu Hülfe gesendet. — Düstere Gerüchte von Oesterreichs Unglück, von einem Frieden mit Napoleon *), von der Preisgebung Tirols, von blutigen Vorfällen bei Innsbruck **), von dem Rücktritte Hofer's ***), von dem Brande Zirls ****), von dem Anrücken ergrimmter Heeresmassen u. dgl. waren auch bis Galtür vorgedrungen. Am 13. November kam von den Gemeindevorstehungen zu Ischgl und Kappl die Nachricht: Tags zuvor habe man auf dem Galgenbühel bei Imst von früh bis spät gekämpft: Alles sei verloren: ganz Oberinnthal strecke die Waffen: auf die Weigerung dessen sei der Tod gesetzt. Zudem bestätigte sich der Friede. Die Kappler Schützen seien daher aus dem Stanzerthale heimgekehrt; auch die Kompagnieen zu Galtür sollen

*) 14. Oktober
**) 1. und 2. November
***) 8. November
****) In der Nacht vom 3. auf den 4. November.

sich also unverzüglich auflösen. — In Galtür stand damals der Kommandant der sämmtlichen Miliz von Patznaun, zugleich Hauptmann einer Kompagnie der Oberthaler, Wendelin Kathrein, von Galtür gebürtig, aber zu Ischgl ansässig, ein wohlhabender, geachteter Mann, vorgerückten Alters, aber noch feurig und regsam, und besonders beredt. Auch befand sich daselbst die zweite Kappler Kompagnie unter Franz Anton Huber. Dieser war Wirth in Kappl, etwa 30 Jahre alt, mittlerer Größe, stämmigen Wuchses, aus rothem Vollgesichte gerne lächelnd, still und friedlich, freundlich und wohlthuend, allgemein beliebt. Diese beiden Hauptleute versammelten nun ihre Mannschaft, und lasen die erhaltenen Schreiben vor. Zahlreiche Schützen blieben noch zu gutem Schlusse bei tröstlichem Tranke. Die Köpfe erhitzten sich, die Unterredungen wurden lebhaft, und Manche zweifelten bereits wieder an der vollen Wahrheit der Neuigkeiten. — Da trat plötzlich ein fremder Mann in die Wirthsstube. Er warf den schneedurchnäßten Mantel auf einen Pflock, und die Schützen staunten nicht wenig, als sie nun den Offiziersſäbel an seiner Hüfte sahen. Er trug eine lichtgraue, kurze Jacke, und lange Beinkleider von gleicher

Farbe: war ein Mann von beiläufig 40 Jahren, größerer Statur, frischfarbigen, wohlgebildeten Angesichts. „Gott grüßene, Patriotä!“ rief er jetzt, mit Anstand gegen die verstummende Menge gewendet. Man erkannte an dem Gruße sogleich den Vorarlberger. Der Kommandant Wendelin Kathrein knüpfte mit ihm ein Gespräch an. Mit gespanntester Neugierde horchte die Umgebung. Der Fremde nannte sich Major Juwele von Rankweil, vormals Baumeister — eigentlich Zimmermann — daselbst. Dem Namen nach war er nun Mehreren unter den Anwesenden bekannt. Er erzählte ihnen flüchtig von seinen Thaten in Vorarlberg, und besonders bei der Eroberung von Lindau. Als Deputirter sei er nach Innsbruck gereiset, wo ihm der Held Major Teimer zum Zeichen der Freundschaft diesen Säbel verehrt habe. Er zog ihn aus der Scheide, legte ihn quer über den Tisch, und trank selbstzufrieden ein Glas Wein, während die Schützen sich hineinlehnend die Klinge besahen und mühsam die eingeätzten Buchstaben zusammenlasen: TEIMER. „Ei, lueget! Es hoaßt o names so! Potz Blitz, dös ist Teimer's Sabl!“ *)

*) Ei, sehet! Es heißt wahrhaftig so! ꝛc.

Juwele fuhr nun fort: von Innsbruck sei er nach Oesterreich gereiset, und habe in einem Schlosse den allgeliebten Kaiser Franz gesprochen; als er die väterliche Freundlichkeit des Monarchen schilderte, und die Aeußerungen über die Tiroler und Vorarlberger anführte, da rollten die hellen Thränen der gutmüthigen Männer. Endlich rückte der Sprecher mit der Hauptsache hervor: die Nachricht vom Frieden sei erdichtet: der Erzherzog Johann sei schon in das Pusterthal eingerückt: Andreas Hofer habe von Passeier aus einen Aufruf an ganz Tirol erlassen*): das Etschland stehe unter Waffen: Vintschgau rüste sich, und sei angewiesen, mit dem Oberinnthale die Streitkräfte zu vereinen: 1500 Mann werden von Nauders gegen Landeck rücken: er selbst sei von dort hieher über das Gebirge gestiegen trotz Schnee und Sturm,

*) Hofer war am 9. November in Passeier angekommen. Kolb täuschte durch Nachrichten aus dem Pusterthale. Am 14. schlug man in Passeier schon wieder los, und am 15. erfolgte Hofer's neuer Aufruf zu den Waffen. Er verordnete wirklich, daß die Mannschaft von Mals aus nach Oberinnthal ziehe. Juwele's Versicherungen waren also, wenn auch voreilig, doch nicht bloß aus der Luft gegriffen.

die tapfern Thalbewohner von dem Stande der Dinge in Kenntniß zu setzen, und zum Aufrufe Vorarlbergs weiter zu eilen. Wenn sie es aber wünschen, so wolle er Briefe nach Bludenz und Feldkirch senden, und einstweilen bei ihnen bleiben, jede That mit ihnen wagend, jede Gefahr mit ihnen theilend. Stürmischer Beifall folgte auf seine Rede und auf das Anerbieten. Als einige Bedächtigere schonend die Frage stellten, ob er schriftliche Beweise für seine Aussage in Händen habe, schlug er den Säbel auf den Tisch und rief: „Teimer's Schwert ist min Uswies!“ Doch eröffnete er die Brieftasche, und schüttelte einige Papiere heraus, wodurch zwar wichtige Korrespondenzen zum Vorscheine kamen, auch wirkliche Versicherungen einer neuen, bevorstehenden Erhebung der Passeirer und Meraner, aber nichts weiter. Die Zuversicht stellte sich wieder ein bei den Einen, und erhöhte sich bei den Andern, als Juwele ohne Widerrede den Vorschlag annahm, einen Boten nach Nauders zu senden. Zu diesem Zwecke wählte er sich nach kurzer Umschau einen schielenden, höckerigen, unheimlichen Mann, den sogenannten Brand-Hannes. Inzwischen eilten einzelne Schaaren der kampflustigsten Schützen aufwiegelnd und aufstürmend

nach Ischgl und in das Unterthal. Beiläufig am 15. kam der Bote zurück mit den glänzendsten Versicherungen: am 20. sollen die Patznauner bei Landeck erscheinen: der Feind werde (zu Imst) von allen Seiten in die Mitte genommen: so verordne es der Sandwirth. Die Zwischenzeit verging unter Aufregung und Rüstung. In Ischgl mißbilligten die wohlhabendsten und einsichtigsten Männer laut und nachdrücklich die Leichtgläubigkeit und das tollkühne Vorhaben. Am 20. November fand daselbst in dem Hause des Kommandanten Wendelin Kathrein die letzte Berathung statt. Die angesehenen Handelsmänner Mayer und Lechleitner*), der Wirth Heiß, der junge Doktor der Arzneikunde, Johann Tschallener, und der ausgezeichnete Ortsrichter Johann Christian Zangerl bemühten sich, den Sturm zu beschwören: das Gerücht aus Vintschgau entbehre jeder Beglaubigung: Hofer habe vom Wippthale aus die Niederlegung der Waffen proklamirt: der Friede mit Napoleon sei anerkannte Thatsache: der fernere Widerstand stürze das ganze Thal, und beson-

---

*) Sie hatten ihre Waarenlager in Bozen, Hall und Feldkirch.

ders die Hauptleute in das tiefste Unglück. Als vorzüglich der talentvolle Doktor den Kurzsichtigen lebhaft zu Herzen redete, und Briefe aus Innsbruck vorzulesen anfing, da legte Juwele wüthend die Hand an den Säbelgriff und schrie: „Halt's Mul, oder i spalt dir da Kopf!“ Sein Anhang brach jetzt in fürchterlichen Tumult aus: „Sie sind Verräther! Baierischgesinnte! Werft sie in Ketten! Erschießt sie!“ Juwele wurde als Kommandant ausgerufen, was der von ihm eingenommene Wendelin Kathrein willig zuließ; und der Maler Pfeifer als Hauptmann der zweiten Kompagnie der Oberthaler gewählt, indem der gewissenhafte Handelsmann Franz Anton Lechleitner bei solchen Umständen diese Stelle unerschrocken niederlegte. Männer, sonst von ruhigem, gesetztem Charakter, waren jetzt wie in Rasende umgewandelt: fluchend, jauchzend, drohend, singend, in die Luft schießend, zogen sie unter Trommeln und Pfeifen aus dem Dorfe nach Kappl. Dort stießen sie jedoch auf weit größere Hindernisse, als in Ischgl. Denn der Anwalt Ladner protestirte nicht bloß in Verbindung mit einigen verständigen Männern, sondern mit seiner ganzen Kompagnie heftig gegen das Unternehmen. Der Streit drohte jeden Au-

genblick in eine blutige Schlägerei überzugehen. Der Hauptmann Huber nahm eine vermittelnde Stellung ein: der wirkliche Abschluß des Friedens sei zwar möglich, aber noch keineswegs bewiesen: die Nachrichten aus dem Innthale stehen im Widerspruche mit denen aus Vintschgau: der Zug nach Landeck hinaus werde vor der Hand wohl noch aufzuschieben sein: dagegen solle man einstweilen das Thal dem Feinde muthig versperren: in Bälde müsse denn doch Gewißheit zum Vorscheine kommen. Seinen Vorschlag nahmen die Einen mit Jubel auf, die Andern mit Nachgiebigkeit. Die Versöhnten reichten sich die Hände, stießen die Gläser zusammen, und Ladner selbst schloß sich der Sturmmasse an. Sie besetzten noch an demselben Tage die wichtigen Punkte des Thaleinganges, und ließen Niemand hinaus und herein. Die stärkste Abtheilung lagerte sich in dem Schlosse Wiesberg, schwächere Schaaren in Giggl, Badstube, Blatils und Luitl. Alle 24 Stunden wurden diese Vorposten abgelöst. Die übrigen Schützen vertheilten sich in die umliegenden Weiler der Kuratie See auf beiden Seiten des Thales. In See selbst war der Kuratprovisor Stephan Krismer aus tausend Strapazen und Gefah-

ren, die er als Feldpater bei Innsbruck, dann als gezwungener Kommandant zu Arzl bei Imst überstanden hatte, erst vor wenigen Tagen angekommen. Da erhielt er ein bischöfliches Dekret*), des Inhaltes, der Friede sei wirklich abgeschlossen; die Priester sollten daher das Volk zur Ruhe mahnen. Krismer war demnach entschlossen, den neuen Bewegungen Patznauns sich ferne zu halten. Er lehnte wiederholte Auffoderungen ab. Jetzt aber drang eine bewaffnete Schaar in die Priesterwohnung, und suchte mit den Stutzen klirrend und stoßend den Geistlichen. Sie finden ihn in der Küche, wo er sich in der ersten Verwirrung verborgen hatte. Sie verlangen seine Mitwirkung. Er liest ihnen das bischöfliche Dekret vor, und erklärt, seine Pflicht erlaube ihm gegenwärtig keinen Antheil. Da reißt ihm ein Bauer das Papier aus den Händen, und wirft es in das Feuer. Zugleich schreien Alle durcheinander: die Nachricht, worauf die bischöfliche Ordre beruhe, habe sich als eine falsche erwiesen: der Sandwirth habe ihnen über

*) Vom 7. November. Man vergl. Geschichte Andreas Hofer's ꝛc. Leipzig und Altenburg bei Brockhaus, 1817, S. 427. Dort steht der ganze Hirtenbrief.

Nauders sichere Botschaft zugesendet: er solle sich ihnen als Feldpater und Anführer anschließen, sonst müsse man ihn augenblicklich als Verräther behandeln. Stephan Krismer hatte die Launen der Patrioten bereits zu Arzl erfahren; er hielt auch die neuen Nachrichten um so mehr für möglich, je sehnlicher er sie wünschte, und willigte endlich dahin ein, so gut er könne, ihnen beizustehen. — In der Nacht sprengte ein reitender Bote von Ischgl herab mit einer Depesche und mehreren Abschriften derselben. Sie war noch am 20. November Abends dem Richter Johann Christian Zangerl glücklich zugekommen. Sie lautete, wie folgt:

Imst, den 19. November 1809.

Von
dem im Oberinnthale kommandirenden General
der k. baier. Truppen.

An den Gerichtsvorstand in Ischgl.

Ich höre, daß die Bewohner des Patznauerthales der an die Tiroler erlassenen Proklamation noch kein Gehör geben, und nicht zur Ruhe zurückkehren wollen, die ihnen allein Gnade und Verzeihung des Vergangenen zusichern kann. Der Gerichtsvorstand von Ischgl erhält daher den

Auftrag, sämmtlichen Bewohnern dieses Thales zum letztenmale und ernstlich zu erklären, daß, wenn von dem Augenblicke an, als ihnen gegenwärtige Bekanntmachung mitgetheilt wird, nicht Alles in seine Wohnung zurückkehrt, gleich andern Gemeinden Tirols die Waffen niederlegt, und mit völliger Ergebung die weitern Verfügungen erwartet, dieses Thal mit Truppen überschwemmt, und all' den Folgen überlassen werden wird, welche ein mit der sträflichsten Beharrlichkeit in Aufruhr bestehendes Volk verdient. Der erste Schritt, welchen ich von ihnen begehre, ist, daß sie mir sogleich Deputirte schicken, welche mich von ihrem gefaßten Entschlusse unterrichten, und als Bürgen ihrer Zusage bis zur Erfüllung derselben bei mir verbleiben. Sie erhalten ferner den strengsten Auftrag, mir diejenigen anzuzeigen und zu überliefern, welche sich unter ihnen als Rädelsführer und Aufwiegler besonders auszeichnen, und daher von ihnen selbst als boshafte Unglücksstifter und heillose Schurken verachtet werden müssen. Die Versäumniß dieser Forderung wird das Zeichen zum Aufbruche meiner Truppen und zum unwiderruflichen Anfang der Maßregeln sein, die ich zur Tilgung ihrer hartnäckigen Widerspenstigkeit ergreifen werde.

Wegen den unglücklichen Folgen, welche die Nothwendigkeit, mich zu diesen Maßregeln entschließen zu müssen, haben würde, trage ich dem Gerichtsvorstande von Ischgl bei Todesstrafe auf, diese meine Erklärung so schleunig als möglich allgemein zu verbreiten, und mir für seine Person zugleich anzuzeigen, ob Solches geschehen ist.

Der im Oberinnthale kommandirende General der k. baier. Truppen

Raglowich,
General.

Juwele zechte eben noch in dem Wirthshause zu Wald, als der Bote ankam. Der unerschrockene Kommandant las seiner Gesellschaft die Proklamation vor, und begleitete sie mit witzigen Glossen. Am Schlusse zerriß er die Depesche, so wie ihre Abschriften, und reichte die Papierstückchen den Kriegskameraden umher, damit an allen Tischen die Pfeifen anzuzünden. Solches geschah unter tumultuarischer Heiterkeit. Hierauf schickte er den erquickten Boten nach Ischgl zurück, und aus der fröhlichen Runde Ordonnanzen thalauswärts, den Hergang der Sache zu melden. Man erlustigte sich an allen Orten über das Schicksal des ersten feindlichen Angriffes, und die Ent-

schlossenheit, die baierischen Bajonette muthig aufzunehmen, war wenigstens äußerlich allgemein. Auch aus dem benachbarten Stanzerthale schlichen gleichgesinnte Patrioten über das Gebirge zu den Patznaunern herüber. Juwele hörte von solchen Ankömmlingen, auf der Poststraße zwischen Strengen und Wiesberg stehe eine baierische Feldschlange, und zwar in der Nacht schon wiederholt ohne Bedeckung. Der Kommandant eilte mit 16 Freiwilligen auf diesen Fang aus, und nach wenigen Stunden trugen sie das Geschütz, wie einst die Israeliten die große Traube aus Kanaan, unter lautestem Jubel zwischen den Wachfeuern der Kampfgenossen durch das Gefäll hinein. Juwele's Muth und Geschicklichkeit hatte vor den Augen der Thalbewohner die Feuerprobe bestanden. — Unverzagt bemerkten die Patznauner das Erscheinen feindlicher Vorposten auf der Straße von Pians herein, und auf den Höhen von Tobadill. Raglowich hatte nämlich schon am 20. sein Hauptquartier von Imst nach Landeck verlegt, umgeben von beiläufig 4000 Mann. — Am 24. November entrichtete Stephan Krismer in der alterthümlichen St. Georgskapelle des Schlosses Wiesberg das heilige Meßopfer. Die Schützen,

theils in der Kapelle selbst dicht gedrängt, theils außerhalb, beteten mit lauter Stimme, wie in den Kirchen der Heimath, gemeinsam den Rosenkranz. Nach dem Gottesdienste öffneten sie in den Stuben und auf den Treppen und Bänken umher ihre Quersäcke, und langten den Imbiß heraus. Es war etwa 7 Uhr. In der Nacht war Schnee gefallen; es stöberte auch jetzt noch aus dichtem Nebel; die Aussicht reichte kaum einige Schritte weit. Da schallt plötzlich eine Kanone von der Straße herüber. „Die Bara! Die Bara!“ schreien die Patznauner auf allen Seiten, und eilen von ihren Butterschachteln durch den Schloßhof vor die Kapelle hin, wo der Geistliche der knieenden Menge die Generalabsolution ertheilt, und einige geeignete Worte noch beifügt. Der Hauptmann Ladner bemüht sich, die überraschten Leute zu ermuthigen und zu ordnen. Indessen folgte Schuß auf Schuß; doch erst die neunte Kanonenkugel machte sich bemerkbar, indem sie zerschmetternd in das Dach fuhr. Aber jetzt rauscht schon das Getöse der feindlichen Kolonne durch die Feldung herab: die Vorposten ziehen sich schießend von dem nahen Weiler Burgfrieden durch die Schloßwiese zurück: das Blitzen der feuernden Muske-

ten durchbricht den Nebel: ein dichter Kugelregen saust heran. Die Bauern erwiedern ihn blindlings in die Masse hinein. Zugleich knallt es ober ihnen, und donnert's von der Straße herüber. Mit wildem Kriegsgeschrei stürzen die Soldaten schon im Sturmschritte ihnen an den Leib: da laufen sie, um nicht abgeschnitten zu werden, so schnell sie können, in allen Richtungen thaleinwärts, oben durch den Schloßwald, unten durch den Thalweg. Stephan Krismer war einer der Letzten, und hatte kaum die zweite Gefällbrücke übersetzt, als schon eine Schaar Baiern, einige Schritte hinter ihm, durch den Bach getrennt, unter dem Geschrei: „Der Pfaffe! Der Pfaffe!“ auf ihn hinüberschoß; er aber, sein Brevier in der Hand, lief so leicht wie eine Gemse, das nächste Steingeröll hinauf, und als er bald außer Schußweite war, wendete er sich um, schaute auf die Feinde und den Gang der Dinge hinab, stieg dann gemächlich über das schneebedeckte Felsenmoos, und verschwand in dem Walde von Falgenair. — Gleichzeitig mit der Centralkolonne, wie schon angedeutet worden, rückte der linke Flügel über die Höhen hinaus gegen den Weiler Giggl. Auch dort war der Angriff überraschend. Juwele und Kathrein nahmen eben

zu Blatils das Frühstück; die Eile war so dringend, daß der erste mit dem einen Stiefel am Fuße, mit dem andern in der Hand, durch die Feldung hinablief. Zum Glücke war eine starke halbe Stunde hinter der zweiten Gefällbrücke noch ein Steg über den Bach geschlagen. Dieser rettete die Flüchtlinge, und ein kaltblütiger Zimmermann hieb zu rechter Zeit die Stämme ab, als schon Kugeln aus der Nähe heranpfiffen. Juwele, der inzwischen hoffentlich Zeit gewann, in den zweiten Stiefel zu schliefen, trug nun den anwesenden Hauptleuten die Ermuthigung und Leitung des Volkes auf, vorgebend, er selbst eile zur Nachhut, um sie heranzuführen. Er wurde jedoch von diesem Augenblicke an nicht mehr sichtbar; und auch von einer bemerkbaren Thätigkeit des Wendelin Kathrein ließ sich nichts mehr erfragen. Der Kappler Hauptmann Ladner, der Ischgler Hauptmann Pfeifer, und der Oberlieutenant Anton Pfeifer von Kappl vertheilten jetzt die Mannschaft in der gebüschvollen Gegend innerhalb der Gefällschroffen, und es entwickelte sich von herüben und drüben ein Plänkeln, das bald lebhafter, bald matter sich fort und fort erhielt. Die Baiern waren durch Häuser und Städel (Heuscheunen)

weit besser gedeckt; dagegen waren ihre Kugeln minder gefährlich. Sie gingen, obgleich die Entfernung groß war, bedeutend zu hoch. — Bei diesem Unfalle hatten die Patznauner, was an das Unglaubliche gränzt, bloß drei Verwundete und Einen Gefangenen. Einem Jünglinge aus Kappl prallte die ermattete Kugel an dem Brustbeine ab, so, daß sie sichtbar unter der Haut hing. Seinem Vater, der neben ihm stand, flog eine Kugel in die Wade; doch als wäre er nicht verwundet, führte er den Sohn in Sicherheit, und sagte: „Du wärest von Mund auf in den Himmel gekommen, wenn dich der Schuß getödtet hätte.“ Mit dem Gefangenen machten die Feinde einen unlöblichen Gebrauch: sie schoben ihn nämlich als Brustwehr vor, und legten abwechselnd die Musketen auf seine Schultern. — Doch nicht alle Patznauner hatten sich über das Wasser geflüchtet: manche lagen in Kellern und Ställen, in Holzschoppen und Futterlöchern, und zwei sogar in einem Hühnerhause verborgen: andere hatten sich in das Gebüsch und Geklüfte des Schloßwaldes verkrochen: viele waren durch die Bergwiesen einwärts gegen See geflohen.

Eben diesen letztern Weg, während beiläufig 400 Soldaten das Kleingewehrfeuer unterhiel-

ten, schlug nun eine größere Abtheilung ein, die auf 500 Mann geschätzt wurde. Ein tiefes und weites Lawinenbett mit steilen, aufgerissenen Wänden, das sogenannte Gigglertobel, setzte ihrem Vordringen schon nach 10 Minuten die Gränze. Sie scheuten vermuthlich bei dem beschwerlichen Uebergange einen mörderischen Ueberfall von Seite der Schützen, welche jenseits der Schlucht da und dort zum Vorscheine kamen. Auch hielten sie es nothwendig für sicherer, die Räumung des Thalweges und das dortige Vorrücken des Centrums und des rechten Flügels abzuwarten. Sie besetzten also in ziemlicher Ausdehnung den Rand der Schlucht. Bei jeder Gelegenheit riefen sie unmenschliche Drohungen hinüber: „Alles brennen wir nieder! Alle bringen wir um! euch, eure Weiber und eure Kinder!“

Zwischen dem Gigglertobel und der Ortschaft See stand der uns bereits wohlbekannte Kappler-Hauptmann Franz Anton Huber, mit seiner Mannschaft fest entschlossen, das Vordringen der Baiern auf dieser Seite unmöglich oder höchst kostbar zu machen. Er hatte jedoch nicht bloß Kappler, sondern auch Ischgler und Seer bei sich. Der Hauptmann der Letztern war Zacharias Sailer, Schullehrer und Organist

der Kuratie, mit der Verpflichtung zum Cölibate: damals einer der schönsten und stärksten Männer des ganzen Thales. Sonst sanft wie ein Lamm, war er damals grimmig wie ein Löwe. Als einige Tage vorher drei Kappler noch von der Thorheit des Widerstandes sprachen, fuhr er sie rasend an, schalt sie Verräther, und drohte, sie sammt und sonders über den Thalweg hinab in das Gesträuch zu schleudern. An dem Tage des Kampfes, weil des Ortes genau kundig und zugleich ein Mann von Ansehen, fungirte er gleichsam als Adjutant, und flog meldend und anordnend nach allen Seiten umher.

Es war nun gegen Mittag. Stephan Krismer war längst von dem Hochgebirge zurückgekehrt und hatte sich bei den Schützen über dem linken Ufer verhalten. Jetzt eilte er nach See hinüber, und schickte Knaben aus nach allen Seiten, die Weiber und Mädeln sollen bewaffnet sich bei der Kirche versammeln. Er hoffte nämlich durch die Volksmasse im Hintergrunde dem Feinde zu imponiren, und für den wahrscheinlichen Fall der Kapitulation wenigstens glimpfliche Bedingungen zu ertrotzen. Die Sturmglocken klangen schauerlich, während aus der Ferne das Knallen dröhnte. Das Heulen verzweifelnder

Mütter und das Geschrei von Kälte zitternder Kinder erscholl vor den Häusern. In dem Gotteshause zu Kappl war den ganzen Tag das Allerheiligste zur Anbetung ausgesetzt: in See irrten die Leute wie betäubt in die Kirche hinein und heraus. Ein Weib warf sich in der Antoniuskapelle auf dem sogenannten Griese schluchzend auf die Kniee, streckte die Arme aus mit geballten Fäusten, und schrie: „Heiliger Antoni, witt halfa, oder witt nitt halfa? I böth' der sist mei Löbti kan Vat'runser miä!“ *) Inzwischen zogen in Folge des Aufgebotes Mütter, Töchter und Dirnen (Mägde) mit Heugabeln, Hacken, Sensen, Dreschflegeln und ähnlichen Werkzeugen von den zerstreuten Gehöften heran, und sammelten sich zu einer Zahl von 120. So eben brachte Zacharias Sailer von dem linken Ufer herüber die Nachricht, den Schützen gehe die Munition zu Ende, und der Feind bereite sich vor, auch auf dem Thalwege einzudringen. Die Uebergabe kam zur Sprache. Als die weibliche Reservegarde davon hörte, brach sie in Wuth

*) Heiliger Antonius, willst du helfen, oder willst du nicht helfen? Ich bete dir sonst mein Lebtag kein Vaterunser mehr.

aus und schrie: „Außi! Außi ins G'föll! Wir wölla dussa die Koga mit Sta derschlaga!“ *) Schon rannten sie unter wildem Geschrei in die Tiefe zu dem Bache hinab, über den Steg und zum Thalwege hinauf. Seltsamer Weise war, man wußte nicht wie, die sogenannte Besessene aus dem Stanzerthale bei ihnen. Man nannte sie Ignaziana; sie war damals 30 Jahre alt, und hielt sich in Flirsch bei dem frommen Kuraten Saxer auf, der sie von Zeit zu Zeit exorcirte. Diese war nun, vermuthlich durch die Aufregung wie magnetisch angezogen, über das Gebirge nach See entflohen. Sie brach bei diesem Sturme in einen grausen Paroxysmus aus: sie schrie und kreischte: die Augen rollten, die Haare flatterten, die Hände gaukelten und verdrehten sich widerlich: sie sprang über Zäune und Stauden, und auf dem Thalwege flog sie sogar radschlagend mit Blitzesschnelle voraus. Staunend sahen von der andern Seite die Thalbewohner und die Baiern herüber auf diese Amazonen, wie sie, von dem Geistlichen geführt, durch die Höhen über dem Thalwege hinauseil-

---

*) Hinaus! Hinaus in das Gefäll! Wir wollen draußen die Kerle mit Steinen erschlagen.

ten, auf geeigneten Punkten über den beginnenden Felsen zwischen den Weilern Glitt und Raut sich anstellten, in wilder Hast Steine zusammentrugen und eines Winkes von jenseits harrten. Schon wirbeln die Trommeln unter den Gefällschroffen empor: die Baiern winken zu weichen, die Bauern winken zu werfen: polternd rollen Steine auf Steine nieder. Die Feinde zogen sich eiligst aus dem ganzen Gefälle zurück. Die Befreundeten gegenüber schwangen die Hüte: die Siegerinnen jauchzten, daß es weitum widerhallte. Sogar die fromme, zarte, schüchterne Schwester und Wirthschäfterinn des Kuratprovisors, Juliana, befand sich unter den Heldinnen. Von einem verwundeten Kappler hatte eine Seerin den Stutzen entlehnt: Pulver und Blei wurde geholt: der Geistliche lud nun von Zeit zu Zeit, die Häuserinn schoß.

Der Hauptmann Huber hatte den Schützen am linken Ufer die Auffoderung zuentboten, nur noch eine kurze Zeit so viel als möglich die gegenüber stehenden Feinde zu beschäftigen und hinzuhalten: er mit seiner Mannschaft wolle sie umgehen, und mit Gottes Hülfe aus dem Thale treiben. Mit banger Erwartung sahen sie dem gewagten Unternehmen ihrer muthigen Brüder

entgegen. Der Fähndrich Michael Hainz von See, ein feuriger, flinker Jüngling, der kurz vorher der Zeitverhältnisse wegen die Studien verlassen hatte, zog bloß mit vier Freiwilligen über das Gigglertobel voraus; gleichsam zu einer vorläufigen Rekognoscirung. Bald darauf, etwa um 3 Uhr, stieg der Hauptmann Huber, mit beiläufig 150 Mann, von dem Weiler Frödenegg behutsam durch den Berg empor, übersetzte das Tobel, und stand im Rücken der Feinde. Ein Erdvorsprung, die sogenannten Ölpen, deckte die Schaar. Sie stärkten sich noch durch Trank und Brot: der Hauptmann hielt eine kurze Anrede, betete mit ihnen drei Vaterunser, setzte den Hut auf mit dem wallenden Busche, und rief: „Auf nun, Brüder, in Gottes Namen!“ Es war 4 Uhr. In zwei Kolonnen, an der Spitze der innern der Hauptmann Huber, an der Spitze der äußern der kühne Hainz, so stürzen sie über die Anhöhe hinab auf die beiden feindlichen Abtheilungen, mitten im Laufe schießend, gleichgültig gegen heraufzischende Kugeln, unaufhaltsam auf sie anstürmend, zum mörderischen Handgemenge mit der ungeheuern Ueberzahl. Doch die verblüfften Feinde halten nicht Stand: sie zerstreuen sich: auf dem schlüpferigen Schnee des

steilen Bodens kugeln sie in Knäuel durcheinander, und rollen weit hinab; der Fall eines Einzigen reißt Alle, die er berührt, unaufhaltsam mit sich. Die Musketen dienen als kümmerliche Stützen zur Flucht. Nur in Häusern und Scheunen suchten sie sich da und dort noch zu halten: doch auch diese wurden, ohne Rücksicht auf Gefahr, überall erstürmt. Bei einer solchen Gelegenheit fuhr einem Kappler eine Kugel durch die Brust. Alois Pfeifer, Wirth zu Innerversal bei Ischgl, einer der Tapfersten unter Allen, wurde von der Pistolenkugel eines Offiziers durchbohrt, als er diesen schon ergriffen hatte. Ein anderer Ischgler, Namens Tschallener, ein Bruder des Doktors, langte nach einem schönen, jungen Lieutenant aus: dieser entschlüpfte: nur der Helm blieb dem Verfolger in der Hand, den er dem Fliehenden nachschleuderte. Zwei Tage später in einem Gasthause zu Landeck beklagte der Offizier sich bitter über diesen unhöflichen Wurf auf sein Genick, und zwar in Anwesenheit des Doktors Tschallener, der kaum das Lächeln unterdrücken konnte, besonders da er wußte, daß der Bruder die entfallene Helmquaste, einen feinen Pelz, bereits seinem Weibe geschenkt habe als Verbrämung ihrer Aermlinge.

Ein einziger, riesenstarker Bauer rannte mit einer sehr großen Zaunlatte in einen besetzten Stadel hinein, schrie und brüllte und schlug wie toll um sich: 16 Baiern stürzen daraus hervor und laufen davon — zu gränzenlosem Ergötzen der jenseitigen Zuschauer. Ueberhaupt war ihnen diese Treibjagd und das Purzeln der ausgleitenden Soldaten, denen sie da und dort ihre letzten Kugeln noch zusendeten, ein vom schallendsten Gelächter begleitetes Schauspiel. Merkwürdig ist, daß der allerletzte Schuß über das Wasser hinüber von der Wirthschäfterinn des Geistlichen geschah: „Troffa ist er!“ rief sie aus; das Blei fuhr einem Offizier in das Knie. In kurzer Zeit waren die Baiern auf allen Seiten geworfen. Sie liefen durch den Schloßwald zu der Sanabrücke hinaus, unter den Schutz der Artillerie und Kavallerie auf der Straße. Kanonenkugeln bestrichen von dort herab den Eingang des Thales, Fichtengipfel wegreißend und in Stämme einschlagend, um die hitzigen Verfolger zurückzuschrecken. Andere Baiern flohen über Giggl durch die Steppen und Wiesen nach Tobadill. Jener Gefangene, von dem früher Meldung geschehen ist, ein Galtürer, fand bei der Verwirrung des Rückzuges Gelegenheit, seine Be-

gleiter über eine Anhöhe in das Gesträuch hinabzustoßen, und glücklich zu den Seinen zu entkommen.

Die Bauern kehrten endlich von verschiedenen Seiten zurück, mit Gefangenen, mit Mänteln, Helmen, Tornistern, Musketen, Säbeln u. dgl. Das Thal widerhallte von Jauchzen, und auf unzähligen Orten loderten im Dunkel Freudenfeuer empor.

Kaum gelang es den Anführern, die nothwendigste Ordnung wieder herzustellen, Vorposten zu bilden, und die Eingänge zu besetzen. Beide Brücken wurden abgetragen. Viele Schützen, als wenn Alles schon abgethan wäre, eilten heimwärts nach Kappl und in das Oberthal: die zurückbleibende Mehrzahl entschädigte sich für die Anstrengung des Tages durch ein festliches Abendessen: Wein und Kirschengeist strömte in Fülle. Man theilte sich gegenseitig die bestandenen Abenteuer mit, und des Stoffes zum lustigsten Lachen gab es genug. So erzählte, ob nun nach Wahrheit oder aus schalkhafter Erdichtung, ein Ischgler, den alten Thoma habe der Stutzen, bei ungewöhnlichem Knallen, völlig umgedreht und im Gesichte wund geschlagen, so, daß das Blut hervorquoll. „Thoma, du hast wacker g'lada!“ habe

er ihm zugerufen. „Jtzt geht's names noh åmal a so!“ habe Thoma darauf erwiedert, und augenblicklich von Neuem Pulver auf die Zündpfanne geschüttet und den Hahn gespannt und losgedrückt, in der Erwartung eines zweiten Schusses, da er zwei Patronen auf einmal in das Rohr gestopft hatte. Aehnliche Heiterkeit erregte ein Langetzthayer, der in allem Ernste sagte: „So an anstiger Tuif'l hat alli 's P'loto-Fuir auf mi ohi göba!“ *) — Der erlittene Verlust durfte ihre Freude wenig trüben: denn bei dem zweiten Zusammenstoße hatten sie außer den beiden Todten nur zwei Verwundete. Die Zahl der kämpfenden Thalbewohner belief sich auf 800: die der Feinde auf 1500. Wie viele derselben von den Patznaunern getödtet oder verwundet worden, blieb unbekannt. Der mehrmals angeführte Richter Zangerl, der von dem mißbilligten Unternehmen nicht die günstigste Skizze hinterließ, gibt die Zahl der getödteten und verwundeten Baiern auf 200 an, die der Gefangenen auf 62. Vermuthlich schöpfte er diese Angaben aus den übertreibenden Berichten der heimkehrenden Sie-

*) So ein einziger T..... hat allezeit das Pelotonfeuer auf mich herabgegeben.

ger. Denn gefangen genommen wurden nur 39, wovon 22 in See einquartirt wurden, und 17 in Wald. Die zuverlässigsten Augenzeugen versichern, daß nur etwa 12 Todte bemerkt wurden: Verwundete hätten die Soldaten allerdings gar viele fortgeschleppt. Für die oft gehörte Behauptung, daß Viele im Wasser zu Grunde gegangen seien, fand sich keine Spur eines Beweises.

Am folgenden Tage feierte man das Fest der heil. Katharina, und die frommen Thalbewohner schrieben großentheils der Fürbitte dieser verehrten Jungfrau ihr Waffenglück zu. Sämmtliche Gefangenen, welche übrigens menschenfreundlich behandelt wurden, mußten bei dem Gottesdienste erscheinen. Noch an demselben Tage wurden sie bis an die Gränze des Thales transportirt, und dort friedlich entlassen. Die erbeuteten Gewehre wurden nachgesendet, mit Ausnahme der Feldschlange, die man im ersten Schrecken in den Bach gestürzt hatte und nicht mehr vorfand.

Schon jene Handlung war eine stillschweigende Unterwerfung. Von einem Aufstande in dem Innthale, von einem Anrücken der Vintschgauer war nichts zu hören. Man erkannte jetzt die Uebereilung, befürchtete die schädlichsten Folgen, und machte der gepreßten Brust durch Verwünschun-

gen und Flüche über Juwele Luft. Dieser hatte in einem Schlupfwinkel gelegen, und wurde in der Nacht vom 24. auf den 25. bei dem sogenannten Todten-Manne zwischen Ischgl und Kappl von zwei Männern erkannt und ergriffen. Sie schleppten ihn zurück, und überlieferten ihn dem Hauptmann Huber. Dieser fühlte Mitleid, und eröffnete ihm unbemerkt einen Ausweg zur Flucht. Juwele eilte unangefochten durch Ischgl in das Fimbathal, und erreichte glücklich das Samnaun. Auch Wendelin Kathrein flüchtete sich dorthin.

In den Hauptorten des Thales wurden nun Berathungen angestellt, wie man einem größern Unglücke vorbeugen könne. Die Mehrzahl bestand auch jetzt noch nicht bloß auf allgemeiner Amnestie, sondern zugleich auf der Bedingung, daß kein Soldat das Thal betrete. Eine andere Kapitulation könne nach dem Siege nicht angenommen werden. Mit diesen Bedingungen vor den zürnenden Befehlshaber von 4000 Soldaten zu treten, hatte Niemand Lust. Auf dringende Bitten der Gemeinde Ischgl ließen sich endlich zwei junge Männer zu dem bedenklichen Gange herbei: der schon erwähnte Dr. Tschallener und Nikolaus Lechleitner, damals

Theolog. Als sie am 26. November zu Landeck in dem Hause des Gerichtschreibers Fischer sich als Deputirte von Ischgl und Galtür meldeten, fuhr sie der Oberst Epple, der unglückliche Führer des gescheiterten Angriffes, grimmig an, und rief nach Bank und Stock. Um so überraschender war ihnen bald darauf die Menschenfreundlichkeit des Generals Raglovich. Er hörte gelassen die Rede Tschallener's, die Entschuldigungen und die Bedingungen: worauf er erwiederte: die Rädelsführer müssen ausgeliefert werden; auch lasse sich eine militärische Besetzung nicht mehr verhindern. Dr. Tschallener entgegnete, der Anstifter des Wagstückes, Juwele, habe sich nach Graubündten geflüchtet. Was den zweiten Punkt anbelange, so erlaube er sich die Bemerkung, daß eine kleine Anzahl des Militärs nichts erwirke, höchstens zu neuem Unfrieden reize: eine größere Streitmacht aber könne das arme Thal nicht erhalten. Das Ehrenwort der Bevölkerung sei zudem immerhin eine bessere Bürgschaft für die künftige Ruhe, als äußerer, mit täglichen Lasten verbundener Zwang.

„Nun, so sei Ihnen Alles bewilligt, wie Sie es wünschen!“ war die huldvolle Antwort. Der

General sprach sich mit Achtung über den Muth und die Tapferkeit der Patznauner aus, und setzte bei: „Ei, wie heißt denn jener Brave, der meine Leute überstieg?“ Die beiden Deputirten erröthеten, und sahen einander mit Verlegenheit an. Raglovich verstand sie und sprach: „Besorgen Sie nichts für ihn. Kein Haar wird ihm gekrümmt. Im Gegentheile, melden Sie ihm, daß ich ihn einlade, als Oberlieutenant in unsere Reihen zu treten.“ Jetzt erst nannte ihn Dr. Tschallener. — Die glücklichen Abgeordneten wnrden freundlichst entlassen, und dieselben Zugeständnisse erhielten die Deputirten von Kappl und See, unter denen sich auch der Hauptmann Huber befand.

Der edle, tapfere Huber, der Retter Patznaun's, ist längst gestorben. Seine Kinder schmachten in Krankheit und Armuth. Der Hauptmann Ladner lebt noch als Bauersmann in Fließ bei Landeck. Wendelin Kathrein und Maler Pfeifer sind gestorben. Dr. Tschallener leitet als k. k. Direktor die Irrenanstalt in Hall, und hat auch als Schriftsteller sich ehrenvoll bekannt gemacht. Zacharias Sailer ist als Organist in See vor einiger Zeit verschieden. Stephan Krismer ist heute noch so frisch und

rührig, als damals, und hat als Gründer sehr vieler Klöster der barmherzigen Schwestern in Tirol sich ungewöhnliche Verdienste erworben. Seine Schwester Juliana, die tapfere Schützinn, befindet sich als Klosterfrau in eben jenem Orden. Michael Hainz, vulgo Mader Michele, ist Bauer und Händler mit Eisenwaaren, alternd und kränkelnd. Von Juwele meldet die Sage des Thales, er sei nach Rußland ausgewandert, habe sich dort bis zum General erschwungen, und sei umgekommen.

Die benachbarten Oberinnthaler waren den Patznaunern für ihre Tapferkeit entschieden zu Danke verbunden. Denn ihre Stimmung war den besiegten Siegern gegenüber gehoben und sicherer: das Benehmen der gedemüthigten Soldaten wurde behutsamer und schonender. — Die Begebenheit selbst lebt noch, jedoch unter zunehmenden Umgestaltungen, in freudig-stolzem und zugleich erkenntlich-frommem Andenken der Patznauner fort. Ihr Einfluß auf die Weckung eines edleren Selbstgefühles übersteigt alle Berechnung. Der Besonnenheit gebührt alle Anerkennung; aber der Eindruck der Thatkraft schwingt sich anregender durch das Leben.

Wenn jenes sonst so friedliche Thal auch in

Zukunft berufen würde, Proben des Patriotismus zu geben, so würde es gewiß Muth und Hochsinn schöpfen aus seiner, wenn auch nicht klüglich berechneten, doch gut gemeinten und kräftigen That im Jahre 1809.

Die Hochzeitfahrt.

Eine geschichtliche Novelle.

„Der heilige Vater soll leben!“ Also rief der Kurat Stephan Krismer in See am Schlusse des Mittagmahles, und stieß mit dem Kooperator das volle Glas an. „He, Jana, schenk' uns zusammen noch eine Halbe ein — dem Fasching-Sonntag zu Ehren!“ Jana, die Schwester und Wirthschäfterinn des Kuraten, war eben mit einem Briefe eingetreten, und überreichte ihn ihrem Bruder. „Woher dieser Brief?“ — „Der Schmied hat ihn gerade von Landeck gebracht.“ Sie nimmt die leere Flasche, um sie im Keller von Neuem zu füllen. „Das ist ja die Schrift des Brennbühler-Müllers. Was mag etwa vorgefallen sein?“ Während dieser Worte öffnete er den Brief und begann ihn laut zu lesen: „Lieber Herr Stephan! Lang war's geladen; nun geht der Schuß los.“ — „Was tausend, greifen sie schon wieder an?“ — „Mit meiner Pfeife

komm' ich nicht mehr zum Herde: die ganze Küche ist mit Weibsleuten, Torten und Würsten angefüllt. Mit Gottes Segen wird's ein glückliches Paar.“ — „Ja so! Geht's da hinaus? Meine geistliche Braut, die Hanne, hat einen andern Bräutigam.“ — „Am Fasching-Montag werden sie kopulirt.“ — „Was? am Fasching-Montag? Also morgen? Und erst jetzt die Einladung?“ — „Sie haben zwar, lieber Herr Stephan, der Hanne versprochen, das heilige Band zu knüpfen, und die Braut weint schier, daß es nicht geschehen kann.“ — „Nicht geschehen kann? Und warum nicht? Warum nicht?“ — „Im Wirthshause drüben liegt der Hauptmann H. im Quartiere, dem Sie neulich mit den Arzlern bei der langen Brücke „Kessel an oder Mühl' zu!“ entgegen gerufen. Er räsonnirt nun und schwört, wenn er Sie in die Hände bekomme, so schick' er Sie in Ketten nach München. D'rum müssen wir bitten, bleiben Sie zu Hause, und schließen Sie das Brautpaar in Ihr Gebet ein, so wie uns Alle. Gott empfohlen! Ihr alter Freund, Johann Neuruerer, Müller.“ — „Das wäre mir eine saubere Geschichte! Ich nicht kopuliren! Denk' einmal, Jana, (eben stellte diese die Weinflasche auf;) die Müller-Hanne in Brennbühel hat morgen

Hochzeit, und ich soll nicht dazu kommen!" Er wirft den Brief auf den Tisch, und schreitet aufgeregt in der Stube hin und her. Die Wirthschäfterinn legt die Arme übereinander und betrachtet den Bruder. „Ja, warum denn Sie nicht zur Hochzeit?" — „Aengstlichkeit! Aengstlichkeit!" Während sein Gesicht sich erheitert, nimmt er rasch einen Schluck Wein und sieht auf die Uhr. „Zwölf — Um halb zwei Uhr in Pians; um halb drei Uhr in Landeck: dort nehme ich ein Rößchen, wenn ich keine Gelegenheit finde. Um 7 Uhr bin ich in Brennbühel." — „Aber Herr Kurat," sprach der Kooperator, „bedenken Sie, was Sie wagen!" — „Sind Sie nicht auch so kindisch!" erwiederte der Herr Stephan, lachte und eilte aus der Stube in sein Zimmer hinauf. Die gute Jana war bei den Worten des Kooperators nicht wenig erschrocken, und läßt sich nun von diesem den Brief vorlesen. Sie finden Beide die Reise gefährlich, und beschließen, ihn gemeinschaftlich davon abzuhalten. Jana zittert schon an allen Gliedern, und geht mit pochendem Herzen in den obern Stock hinauf zum Herrn Stephan. Dieser hatte inzwischen den Talar abgelegt, die neue Sammetweste angezogen, dann den wohlerhaltenen Primizrock von feinem, blauem

Tuche, und darüber endlich den schlichten grauen Mantel. Eben hob er den Geldbeutel aus dem Schranke, und steckte einige Thaler und Zwanziger darein. Die arme Jana steht vor ihm, starrt ihn an, Thränen rollen ihr aus den Augen; doch erst wie er nach dem weitkrämpigen Filzhute mit seidener Quaste an den Pflock emporlangt, fällt sie ihm in den Arm und ruft: „Um Gottes Willen, Herr Bruder! Herr Bruder!“ — In demselben Augenblicke tritt auch der Kooperator in das Zimmer. „Herr Kurat, bleiben Sie doch hier!“ Der Herr Stephan dreht die Krämpe streifend im Kreise um und lächelt: „Ihr närrische Leute, hindert mich nicht. Ich habe ohnedieß keine Zeit mehr zu verlieren!“ — „Ich bitte Sie um Gottes Willen, bleiben Sie! bleiben Sie!“ ruft Jana schluchzend, und verhüllt sich mit dem Vortuche das Angesicht. Indessen führt der Kooperator das Wort: „Sie setzen sich ohne Nothwendigkeit der offenbaren Gefahr aus.“ — „Wo ist denn da eine Gefahr? Wurde uns denn nicht die Amnestie garantirt? Wer hat also das Recht, an mich Hand anzulegen, oder auch nur mir zu drohen? Ich habe meiner geistlichen Braut das Wort gegeben, sie zu kopuliren, und ich sehe kein wirkliches Hinderniß, dieses Versprechen zu

halten.“ — „Aber die Braut will ja selbst, so wie ihre Aeltern, daß Sie unter diesen Umständen zu Hause bleiben.“ — „Weil sie zu ängstlich sind. Wenn ich nicht erscheine, so wird eine Trübung auf dem Feste liegen: sie fühlen sich Alle gedrückt und beengt, wie Gefangene, und sie werden leise zueinander sagen: Es ist doch Schade, daß wir nicht einmal, wie wir wollen, eine Hochzeit feiern können. Haben Sie nicht gehört, daß die Braut sich kaum der Thränen enthalte? Mit gesenktem Angesichte würde sie neben dem Bräutigam sitzen; Niemand würde so ganz von Herzen heiter und fröhlich werden. Das Vermählungsfest ist nach dem Willen Gottes ein Tag der Freude, und gleichwie Christus die Hochzeit zu Cana in Galiläa verherrlichet hat, so will nun ich, als Diener und Bote des Herrn, die Hochzeit zu Brennbühel besuchen und christlich erheitern. Vielleicht gelingt es mir auch noch, die unbilligen Reden des baierischen Bramarbas abzustellen.“ — „Aber sehen Sie die arme Jana an; die geistliche Braut wird denn doch nicht mehr gelten, als Ihre eigene Schwester, und wenn auch Alles glücklich abläuft, so quälen Sie wenigstens inzwischen ihr Herz mit einer Besorgniß, welche Sie ihr so leicht ersparen

können.“ Bei diesen Worten begann die Jungfer Jana noch weit heftiger zu weinen. Doch der Herr Stephan machte ein ernstes Gesicht und sprach mit Nachdruck: „Liebe Schwester, folge nicht bloß deiner eigenen Meinung, sondern glaube auf mein Wort; es ist durchaus keine Gefahr für mich vorhanden. Ich mache diesen Weg nicht aus eitler Unterhaltung, sondern um mein Versprechen zu erfüllen, und aus einer Absicht, welche von Gott ganz gewiß gebilliget wird. Die Ruhe und Freude im Herzen sagt mir dieses, und die innere Stimme hat mich noch nie betrogen. Den Schlüssel zum Gelde lege ich hier auf die Bank. Uebermorgen bin ich, mit des Herrn Hülfe, wieder da. Herr Kooperator, wachen Sie inzwischen über unsere Herde, und nun — lebt wohl.“ Schon hatte er das Brevier unter dem Arme und das spanische Rohr mit dem Elfenbeinknopfe in der Hand, besprengte sich und die beiden Andern mit Weihwasser, setzte sich den Hut auf und ging. Der Kooperator und die Wirthschäfterinn folgten ihm langsam bis auf den Söller, und sahen von dort ihm schweigend nach, bis er verschwand.

Sobald der Herr Stephan die wenigen Häuser der Ortschaft im Rücken hatte, nahm er den

Stock unter den Arm, schlug das lateinische Kreuz über Gesicht und Brust, und begann, von Zeit zu Zeit in das Buch blickend, die Psalmen zu beten. Gleichwohl schritt er ziemlich schnell den Thalweg hinaus, unterbrach bloß an den gefährlichen Stellen des Gefälles die Andacht, und setzte sie dann sogleich wieder fort. Kurz vor zwei Uhr erreichte er das Dörfchen Pians, und bemerkte mit Vergnügen vor dem Wirthshause einen hübschen zweisitzigen Schlitten, dessen Deichsel auswärts schaute. Er stellte sich an, und rückwärts auf den Knopf des Stockes sich stützend und darauf sich gemächlich wiegend, erwartete er den Hausknecht, der eben das feurige, edel gebaute Pferd heranführte. „Quirin, wem gehört dieser Schlitten?“ — „Grüß Gott, Herr Kurat. Einem Offiziere.“ — „Fährt er allein?“ — „Ja, so viel ich weiß.“ Während dieses Wechselgespräches tritt der stattliche Krieger auf den Söller hervor, streicht sich den martialischen Schnurrbart und zündet die Pfeife. Der Geistliche sah, innerlich überlegend, zu ihm empor: als nun aber das Pferd eingespannt war und der Offizier die Treppe herabging und dem Hausknechte das Trinkgeld in die Hand fallen ließ, näherte sich ihm der gute Herr Stephan und

sagte: „Mit Erlaubniß, Herr Hauptmann: es ist freilich sehr unartig: aber ich muß heute noch in Imst sein, und der Weg . . .“ „Ah, ich versteh' Sie schon, Hochwürden. Mit vielem Vergnügen. Nehmen Sie Platz. Ich fahre just auch desselben Weges.“ Der Herr Stephan, ein mageres Männlein, schwingt sich leicht in den Schlitten hinein an die Seite des Soldaten, der nun Leitseil, und Peitsche übernimmt und unter dem „Alloh, Braun!“ davon fliegt. — Nach wenigen Augenblicken fragt ihn der Offizier: „Sind Hochwürden vielleicht der Herr Pfarrer von Imst?“ — „Nein, Herr Hauptmann!“ antwortete der Andere lächelnd. „Wohl aber sind Sie in jener Gegend?“ — „Ich bin im Dorfe Karres ober Brennbühel zu Hause.“ — „Recht schön; so können Sie bis Brennbühel mit mir fahren.“ — „Gott vergelte Ihnen diese Güte.“ — „Ihre Zutraulichkeit zu einem baierischen Offiziere, und Ihre Unbefangenheit, öffentlich mit mir durch die Dörfer zu fahren, beweisen mir, daß Sie keiner jener beschränkten und störrigen Geistlichen sind, welche ihrem schönen Amte so wenig Ehre machen, und den anvertrauten Gemeinden so wenig Segen bringen. Erlauben Sie mir die aufrichtige Aeußerung: die Pfaffen Tirols, wohlge-

merkt, nicht die Priester, die Pfaffen haben die meisten Fackeln zu diesem Brande herbeigetragen. Statt Frieden haben sie Haß gepredigt, statt Gehorsam — Rebellion. Manche haben den Altar verlassen und sich selbst an die Spitze der Rotten gestellt, und die Hände, welche sie rein zum Himmel heben sollten, mit Blut befleckt. Wäre ich Herr der Dinge, ich wüßte, wo ich die Kugeln appliziren würde. Warum schweigen Sie? Mißbilligen Sie meine Worte?“ — „Herr Hauptmann, ich finde Ihren Unwillen über manche Priester unsers Landes ganz natürlich.“ — „Und gerade in der Nähe von Pians, in dem widerspenstigen Patznaun, duldet die geistliche und weltliche Obrigkeit einen solchen Wolf unter der Herde.“ — „Der Kurat rieb sich die erröthenden Wangen und sagte: „Da meinen Sie vermuthlich den einfältigen Stephan Krismer in See?“ — „Ganz richtig. Kennen Sie ihn näher?“ — „So gut als mich selbst.“ — „Ich habe geschworen, ihn zu arretiren, sobald er mir in die Hände fällt.“ — „Mit Erlaubniß: durch welches Verbrechen hat er denn so ganz besonders Ihren Zorn gereitzt?“ — „Wie dürfen Sie diese Frage stellen, wenn Sie ihn kennen, und vermuthlich schon im November in Karres Seel-

sorger waren? Er hat ja in Arzl das Volk aufgewiegelt! Er hat die fanatisirten Leute gegen uns, gegen mich selbst, ausgeführt, und ein mörderisches Feuer auf mein Vordringen vorbereitet, so, daß dieses unmöglich wurde. Zudem erlaubte sich der Pfaffe in den Unterhandlungen einen Trotz und eine Impertinenz, wofür der Lohn nicht ausbleiben darf.“ — „Meines Wissens hatte Stephan Krismer eigentlich nur die Absicht, den Landsleuten als Feldpater zu dienen, und er holte dafür die bischöfliche Erlaubniß ein. Als er im Anfange Novembers nach den Ereignissen bei Innsbruck über das Gebirge zu seinem Seelsorgsposten zurückkehrte, hielten ihn zu Arzl die versammelten Schützen an, und statt seinen Ermahnungen zum Frieden Folge zu leisten, foderten sie ihn auf, als Kommandant an ihre Spitze zu treten. Er weigerte sich. Sie schwangen ihre Stutzenkolben, um ihn zu erschlagen, wenn er ihnen nicht willfahre. Um sein Leben zu retten und einen Priestermord zu verhindern, fügte er sich der Nothwendigkeit des Augenblickes.“ — „Des Augenblickes? Um einige Tage später, bei der ersten neuen Gelegenheit sogar auf jenem Orte, wo er zur Pflege christlicher Friedfertigkeit und Pflichttreue aufgestellt

ist, Rebellion und Krieg zu entzünden. Der Wahnsinnige hat ja selbst Mütter und Töchter in den Kampf getrieben, und, wie man erzählt, seine eigene Schwester bewaffnet. Wie kann man einem solchen Ungeheuer die Freiheit gestatten?“ — „Aber, Herr Hauptmann, ihn deckt ja die allgemeine Amnestie?“ — „Er ist ein gefährlicher Mann. Die Behörde hat das Recht und die Pflicht, ihn unschädlich zu machen. Es fehlt nicht an neuen Veranlassungen zum Einschreiten. Ich habe längst die Aufmerksamkeit und Vorsicht des Obersten in Landeck auf ihn hingelenkt. Man kam gar bald auf Spuren, daß er durch Predigten und Conventikel-Reden Alles aufbiete, um den zurückgeschreckten Aufruhr von Neuem hervorzurufen, und daß er für dessen leere Hände sogar auf dem geheiligten Kirchengewölbe Waffen hinterlegt habe. Einige Offiziere begaben sich in das Schloß Wiesberg, um nähere Erkundigung einzuziehen. Denken Sie den Zufall, der Pfaffe hatte zur gegenseitigen Beichte mit einem benachbarten Priester eben daselbst eine Zusammenkunft, und befand sich gerade damals in der Stube.“ — „Und nahmen ihn die Offiziere denn nicht gefangen?“ — „Kaum hatte er das Militär vor der Thüre bemerkt, so nahm er einem der Schuster,

welche zufällig dort arbeiteten, die Lederhaube vom Kopfe, bedeckte damit die Tonsur, warf den Rock ab, und als die Offiziere eintraten, bohrte er schon niedergebückt, daß sein Collar ja nicht sichtbar werde, die Ahle in das Leder, und hatte den Genuß, alle Fragen selbst anzuhören, welche über ihn gestellt wurden. Die Anekdote verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Dem Bösewichte selbst aber war es nach diesen Aufklärungen ein Leichtes, Alles bei Seite zu schaffen, was ihn verrathen konnte. Ja, er hatte sogar die Keckheit, mit 18 Gemeindemännern bei dem Landgerichte zu erscheinen, und sich nicht bloß in dem lauen Wasser äußerlicher Legalität rein zu waschen, sondern sogar noch über die angeblichen Verleumdungen von Seite des Militärs die heiße Lauge seines Zorns zu schütten. Doch der Fuchs soll uns nicht entschlüpfen. Ich verabredete eben heute mit dem Majore zu Pians Maßregeln, welche ihren Zweck nicht verfehlen können.“ — „Herr Hauptmann, ich glaube nicht, daß Stephan Krismer sich strafbarer Handlungen schuldig machen wird. Selbst sein früheres Benehmen müssen wohl die Umstände entschuldigen. Das Volk und die Ereignisse rissen ihn unaufhaltsam hier und da mit sich fort.“ — „O, das

Volk hat einen sichern Instinkt, wie das Thier. Nur zu bald fühlt es heraus, wer mit ihm sympathisirt. Nicht aufgeklärte Priester suchten die Rebellen sich anzuschließen, sondern ungebildete Pfaffen, welche mit denselben Vorurtheilen und Leidenschaften besessen sind, wie der Pöbel. Man sagt, daß selbst die Insurrektions-Proklamationen nur an klerikalische Individuen dieser zweiten Art vertheilt wurden, an Volkspriester, die sich vom Volke nur durch die Weihen unterscheiden. Ein ächtes Muster dieser Raçe scheint nun Stephan Krismer zu sein.“ — „Allerdings gehört er nicht zu den Gelehrten. Vom Ziegenhüten und von Handarbeiten kam er durch Vorschub des reichen Müllers von Brennbühel erst in einem Alter von beinahe 20 Jahren zu den Studien. Der fromme Falkensteiner, Beichtvater der Klosterfrauen zu Bruneck, brachte damals zur Abhülfe des großen Priestermangels in zwei bis drei Jahren fast die ganze Vorbildung zur Theologie bei, mittelst einer Methode, welche gleichzeitig in England Aufsehen machte, und nachhin, wenn ich nicht irre, die Lancaster'sche genannt wurde. Er hatte 70—80 Studenten um sich. Die Geistlichen, welche aus jener Anstalt hervorgingen, nennt man in Tirol „Falkenstei-

ner:“ und ein solcher ist auch Stephan Krismer. Er trinkt lieber aus der Quelle, als aus Krügen; er schöpft lieber aus Gott und dem Leben, als aus Büchern und Systemen. Weil er mehr zu äußerer Thätigkeit, als zu einsamen Studien geneigt war, und an Muth auch niemals Mangel litt, wurde er Feldpater, und da er einmal durch geistliche Absichten in den Krieg hineingezogen war, so war es dann natürlich, daß die Bauern eher ihn, als Andere, zu ihren Unternehmungen zu gebrauchen wünschten.“ Der Hauptmann blickte ihm öfters scharf in das Gesicht, und sprach nun spöttisch: „Mir scheint fast, Sie halten dem Stephan Krismer und seinem ganzen Unwesen eine Apologie!“ — Der Herr Stephan lachte laut auf und erwiederte: „O Herr Hauptmann, bei mir gilt kein Mensch auf Gottes Erdboden weniger, als dieser Stephan Krismer!“ Der Soldat, freudig überrascht, neigt sich ihm freundlich zu und schüttelt ihm die Hand. „Vortrefflich, Hochwürden! Sie theilen also doch auch mit jedem Vernünftigen die Ueberzeugung, daß der Aufstand Tirols ein Verbrechen, eine fluchwürdige Rebellion war? Nun was denken Sie? Sprechen Sie aufrichtig. — Wir geben hier kein Aergerniß.“ — „Sie wollen also, daß

ich aufrichtig spreche?“ — „Ohne Rücksicht! Auf mein Ehrenwort!“ — „Warum halten Sie denn Tirols Widerstand für eine verbrecherische Empörung?“ — „Je nun — weil der Unterthan seinem Könige Gehorsam schuldig ist.“ — „Der Kaiser Franz hat uns im Preßburger Frieden den letzten Befehl ertheilt, wir sollen Unterthanen Baierns sein, und zwar mit unserer alten Verfassung, mit unsern angeerbten Freiheiten und herkömmlichen Rechten. Der König von Baiern hat auch versprochen, kein Jota an unserer Verfassung zu ändern und die Religion zu schirmen. Was aber geschehen ist, wissen wir Alle. Die Bischöfe wurden aus ihren Diözesen verbannt; die frömmsten und gelehrtesten Priester wurden eingesperrt; die Kirchenordnung aus den Händen der Kirche gerissen und zertrümmert; die Stände wurden aufgehoben, die Jünglinge zum Verderben an Leib und Seele von der Heimath hinweggeschleppt; alles Herkömmliche umgestürzt, Tirol zu einer privilegienlosen Provinz Baierns herabgewürdigt, um nach und nach daraus eine Freimaurerloge zu bilden.“ — „O ho!“ rief der Baier: „doch fahren Sie fort!“ — „Hat uns der Kaiser Franz unter diesen Bedingungen an Baiern übergeben? Konnte

also der Befehl unsers rechtmäßigen Herrn, Unterthanen Baierns zu sein, noch eine Gültigkeit haben? Nein! Und der Kaiser Franz hat uns persönlich zugerufen: der König von Baiern habe ihm die Bedingung des Vertrages nicht gehalten; der Vertrag sei also aufgelöst; wir seien der Pflicht für Baiern entbunden; wir seien wieder Angehörige des Kaiserhauses, wie wir es fünfthalbhundert Jahre gewesen. Aus Treue erhoben sich die Tiroler, nicht aus Meineid." — "Geistlicher Herr, solche Grundsätze hätte ich bei Ihnen nicht vermuthet. Ihr Tiroler seid ein fanatisches Volk. Nicht einmal der Brand eurer Hütten und Dörfer verscheucht das Dunkel vor euren Augen. Wenn die Throne auf todten Buchstaben steh'n, dann sind sie unstäter, als der Spreu im Winde. Wenn die Regierungen mit gebundenen Händen das Ruder führen sollen, so zerschellt jedes Staatsschiff und sie selbst gehen damit zu Grunde. Wenn die Unterthanen dem Regenten Gesetze vorschreiben, wie er regieren soll, dann ist er der Diener und jene sind seine Herren. Nein, bei meinem Säbel! (er reißt bis zur Hälfte die blanke Klinge aus der Scheide, und stößt sie heftig wieder zurück) eine solche Gefangenschaft der Majestätsrechte,

eine so chaotische Verwirrung der natürlichen Ordnung wird nie geduldet werden, so lange noch treue und tapfere Soldaten ihre Monarchen umgeben!“ — „Herr Hauptmann, bedenken Sie aber auch, wohin es führt, wenn die heiligsten Bedingungen der feierlichsten Verträge und Friedensschlüsse mit Füßen getreten werden; wenn die Rechte der Unterthanen nicht mehr respektirt werden“ —— „Wenn man euch das Bessere für das Schlechtere gibt, so nennt ihr dieß Beeinträchtigung eurer Rechte. Wollt denn ihr Tiroler so unbeweglich sein, wie euere Berge? Wollt ihr denn mit den Zeitverhältnissen euch nicht umgestalten? Wollt ihr mit dem Alter nicht reifen? Wollt ihr an dem Organismus des Staates ein lahmes Glied, oder eine vita propria sein?“ — „Herr Hauptmann, in einen gelehrten Streit laß ich mich nicht ein: ob die jetzige Repräsentation besser ist, oder unsere herkömmlichen Stände; ob im Weltlichen das Neue zweckmäßiger ist, als das Alte, das kann ich nicht unterscheiden: aber daß Manches, was Baiern bei uns sich erlaubte, himmelschreiend ist, fühlt mein Herz; daß der Kaiser Franz das Recht hat, die Abtretung Tirols nach Verletzung der Bedingung als ungültig zu erklären, sagt mir mein schlichter Verstand; und wenn Sie, Herr Hauptmann,

ein Tiroler wären, ich wette, Sie wären einer unserer tapfersten Landesvertheidiger.“ — „Ihre Zumuthung, geistlicher Herr, ist mir sehr schmeichelhaft.“ — „Verargen Sie mir nicht meine Ansicht. Ich denke einmal so, und ich kann nicht anders denken. Dasselbe freimüthig hier im Vertrauen zu sagen, haben Sie mir ja erlaubt.“ — „Besorgen Sie nichts. Aber wie konnten Sie bei diesen Maximen Ihre Mißbilligung über den Stephan Krismer aussprechen? Vermuthlich wollten Sie durch Ihre Rede bloß das Volk vertheidigen? Sie tadeln aber jene Priester, welche sich aus dem reinen Aether ihres himmlischen Amtes in den Schmutz solcher Welthändel herabsenken, und sogar in politische Streitigkeiten sich einmischen. Nun — hab' ich es errathen?“ — „Ich muß abbitten, Herr Hauptmann. Die heilige Kirche verbietet dem Priester allerdings die persönliche Handhabung der Waffen, jede feindselige Vergießung eines Blutstropfens. Aber da der Priester berufen ist, das Volk zur Erfüllung aller seiner Pflichten anzuhalten, so muß er dasselbe auch in Ansehung der Schuldigkeit gegen das Vaterland und den Monarchen beobachten. Das Stillschweigen in dieser Beziehung wäre eine schaudervolle Lücke

im priesterlichen Wirken. Und wenn die Pflicht den friedlichen Einwohner zum mörderischen Kampfe führt, und ihn zum Opfer seines Eigenthums und Lebens auffodert, soll und darf da ein gewissenhafter Priester verstummen? die Seinen verlassen? Muß er sie nicht mehr als je ermuntern, stärken und anfeuern? Soll er nicht wo möglich mit ihnen die Beschwerden und Gefahren theilen? den Verwundeten und Sterbenden beistehen, und den Trost der Religion auf Schlachtfeldern und in Lazarethen umhertragen?“ — „Ja wohl, wo Alles klar ist, wo die Pflicht am Tage liegt.“ — „Den Tirolern war ihre Pflicht niemals zweifelhaft.“ — „Lassen wir dieses gut sein. Was haben Sie denn also etwa für einen Grund, dem Stephan Krismer zu grollen? Ist er auch in Privatverhältnissen ein Stänker?“ — „Ich muß Sie ersuchen, in dieser Hinsicht vor der Hand nicht weiter in mich zu dringen.“ — „Wenn ich Ihnen gegen ihn einen Dienst leisten kann, so sprechen Sie zu. Wir sind ja Nachbarn. Das Gasthaus zu Brennbühel ist mein Quartier.“ — „Von dem Stephan Krismer habe ich nichts zu fürchten: wohl aber flößt mir ein anderer Gegner, obgleich ich ganz unschuldig bin, manche Besorgnisse ein. Er wohnt

in Brennbühel, und er könnte mich heute gar leicht insultiren. Für diesen Fall bitte ich Sie um Ihren Schutz.“ — „Hier haben Sie meine Hand darauf. Er mag wer immer sein, ich lasse ihn stäupen, wenn er Sie nur im Mindesten beleidiget. Wie wir auch verschiedener Ansichten sind, so kann ich doch Ihre Gründe nicht ganz verkennen, und ich ehre die Offenheit Ihres Wortes.“ — Der Schlitten war ohne Pause von Pians durch alle Dörfer geeilt; sie hatten schon die Milser-Höhe erreicht, von wo sie das kleine Brennbühel am Fuße des Berges in der Tiefe drunten erblickten. Das Gespräch wendete sich auf die morgige Hochzeit der Müllerstochter, und gar bald, nach 5 Uhr Abends, fuhren sie vor dem Müllerhause vorbei, und die Kummetrollen schüttelnd stand das Pferd vor dem Wirthshause.

Der Bediente des Hauptmannes eilte schon entgegen. Der Geistliche drückte ihm eine halbe Krone in die Hand zu seiner nicht geringen Ueberraschung, und bedankte sich in schlichten, aber gemüthlichen Worten bei dem Hauptmanne. Die Wirthinn, eine Tochter des Müllers, kam vor die Thüre und erbleichte, als sie den Herrn Stephan bei seinem Todfeinde sah, und sie spähte ängstlich unter seinen Mantel hinein, ob nicht

etwa Ketten sichtbar würden. Der Geistliche fand Gelegenheit, ihr einzuschärfen, ihn ja nie beim Namen zu nennen oder nennen zu lassen, und setzte sich mit seinem Reisegefährten an den Tisch zu einem Glas Wein und zu traulichem, mitunter heiterem Gespräche.

Inzwischen entstand im Müllerhause eine große Verwirrung. Der Sohn hatte nämlich den Herrn Kuraten an der Seite des Hauptmannes vorbeifahren gesehen. Er stürzt in das Zimmer, wo eben die Braut und ihre zwei Schwestern die Kleider und Kränze mustern. „Der Herr Stephan ist gefangen! Der Hauptmann hat ihn so eben gebracht!“ Wie erstarrten die armen Mädchen! — Kränze und Gewande lassen sie fallen; — sie schlagen jammernd die Hände zusammen und eilen mit der schrecklichen Botschaft zur Mutter, und von dieser zum Vater, der sich jedoch, weil gerade die rechte Constellation eingetreten war, in dem sonst öden Küchelchen des obern Stockes eingeschlossen hatte, um seine Bannkugeln zu gießen, welche selbst in weitester Entfernung jedem lebenden Wesen, wenn der Müller auch nur nachlässig den Stutzen darauf anschlug, den unvermeidlichen Tod brachten. Die drei Mädchen pochten unter kläglichem Geschrei an die

Thüre. Keine Antwort. Bloß das Feuer hören sie prasseln, und ein Murmeln der Zauberformeln glauben sie manchmal zu hören. „Der Herr Stephan ist in Ketten hierher gebracht worden!“ Keine Antwort. Erst nach langem Bitten und Stoßen öffnet der dickstämmige Alte, 12 neu gegossene Kugeln in der einen Hand haltend, und das Planetenbüchlein nebst dem Kugelmodel in der andern. Er begrüßt sie mit einem derben Verweise; wie er aber die seltsame Nachricht hört, schüttelt er bedenklich den Kopf, und spricht in der ersten Bewegung: „Meine Kugeln sind nicht aus Zufall da!“ Doch nach dem Verdampfen des ersten hitzigen Augenblickes berieth er sich mit seinem Weibe und dem schon erwachsenen Sohne, was nun wohl zu thun sei. Eben zog er den Festrock an, um selbst im Wirthshause drüben nachzusehen, und nöthigenfalls mit dem Herrn Hauptmanne zu sprechen.

Da öffnet sich die Thüre, und — Stephan Krismer tritt herein! Das Freudengeschrei überschallt seinen Gruß, und an ihren Fragen, wie er denn frei geworden sei, bemerkt er sogleich das Mißverständniß und klärt es auf. Nach einer kurzen Unterredung ersucht er den Müller, mit ihm den Hauptmann zur Tafel zu laden,

damit der Spaß sich vollende. „Herr Stephan, Herr Stephan, Sie sind und bleiben ein Wagehals!“ erwiederte der Müller und lachte, daß der Unterleib wackelte. Wirklich gingen sie miteinander in das Zimmer des Hauptmannes, und überraschten ihn durch die Einladung zur Hochzeit auf eine angenehme Weise. Er bewilligte nun aus eigenem Antriebe Pöllerschüsse nach Belieben.

Die kirchliche Feierlichkeit ging unter dem Zudrange des neugierigen Volkes in der festlich geschmückten Kapelle vor sich. Der Herr Stephan copulirte. Sein Angesicht glänzte von Freude. Beim Festmahle saß der Geistliche zur Rechten, der Kriegsmann zur Linken des Brautpaares. Die Gesellschaft wurde immer lebhafter; Toaste erschollen. Die Pöller knallten. Der Hauptmann erhob sich, und das volle Glas gegen den Reisegefährten wendend, rief er: „Der Herr Kurat von Karres, vivat!“ Krismer lächelte. Die Gäste waren zwar schon unterrichtet, daß ihn der Offizier nicht kenne; doch waren sie jetzt überrascht und sahen betroffen einander an. „Sind Sie denn nicht der Seelsorger von Karres?“ — Der Geistliche stand auf, hielt das Glas empor und sprach: „Ich bin zwar von Karres gebürtig; aber Kurat

bin ich nicht in Karres, sondern — zu See in Patznaun: „Stephan Krismer trinkt auf das beste Wohlsein des Herrn Hauptmannes! Vivat!“ — Der Kriegsmann stand wie versteinert; endlich läßt er das Glas auf den Tisch herab sinken und spricht: „Ein so schlauer Schalk ist mir denn doch in meinem Leben noch nicht vorgekommen!“ Krismer flüsterte der Braut Etwas in das Ohr. Erröthend sah sie ihn an, ergriff mit zitternder Hand das Glas und sprach: „Herr Hauptmann, die Braut bittet für den Herrn Stephan um Pardon!“ Der Krieger stößt leise das Glas an, und während die Braut am Weine nippt, spricht er: „Wer kann der liebenswürdigen Braut Etwas abschlagen?“ und er schwingt hoch das Glas und ruft: „Pardon und Versöhnung!“ und stößt, daß es wiederhallt, mit dem Glase des Geistlichen zusammen, und die ganze Gesellschaft erhebt sich mit einstimmigem Rufe: „Hoch lebe der Herr Hauptmann und der Herr Stephan!“ — „Im Nothfalle hätte ich auf Ihren zugesicherten Schutz Anspruch gemacht:“ sagte der Geistliche lächelnd, indem er sich setzte: der Hauptmann aber langte hinter dem Rücken der Braut hin, um in sein Ohrläppchen zu kneipen.

Während dieser Aufregung und Zerstreuung wurde es kaum bemerkt, daß eine Tochter des Müllers mit Gewalt und Anstrengung eine nichts weniger als hochzeitlich gekleidete Jungfrau hereinzog. Es war — Jana, die Schwester des Kuraten. „Was machst denn du da? wie kömmst denn du hieher?“ fragt der Geistliche mit Erstaunen. Die Müllerstochter erzählt nun, daß die Angst sie von Patznaun bis da herab getrieben habe. Sie wurde gezwungen, Platz zu nehmen, und mitzuessen. Nach starrem Betrachten sprach der Hauptmann: „Wie? Also Dieselbe, die neulich im Thale Patznaun so muthig auf unsere Leute geschossen?“ — „Dieselbe!“ erwiederte der alte Müller mit schalkhaftem Lachen, und das Glas erhebend rief er: „Mit Erlaubniß, Herr Hauptmann! Die tapfere Schützinn von See soll leben!“ Und ein stürmischer Ruf wiederholte diese Worte, zu dem der Hauptmann Beifall klatschte. Der Alte sammelte sich plötzlich; sein Gesicht wurde ernst; er gab mit beiden Händen ein Zeichen zum Stillschweigen, und sprach dann mit Würde, zu dem Kriegsmanne gewendet: „Wie Sie, Herr Hauptmann, heute mit dem Herrn Stephan sich versöhnten, und mit uns freundlich zu Tische

sitzen, so sollten alle Tiroler und alle Baiern einander die Hand reichen!“ — „Bravo!“ rief der Offizier, und streckte die Hand über den Tisch hin. Der Alte schüttelt sie treuherzig, und fährt fort: „Alle Fürsten Deutschlands, welche dem Napoleon anhangen und dienstbar sind, kommen mir vor, wie der Doktor Faustus, der sich dem Bösen verschrieben hat.“ Der Soldat legte zischend den Zeigefinger an den Mund; aber die hervorglänzende Freude des deutschen Gesichtes war nicht zu verkennen. „Fürchten Sie nichts, Herr Hauptmann. In solchen Dingen sind unsere Leute so verschwiegen, wie Beichtväter. Ja, ich sag' es rund heraus: Bonaparte ist der Antichrist: am 11. Verse im 9. Kapitel der Geheimen Offenbarung steht sein ausdrücklicher Name: Apollyon, d. h. der Vertilger. Daher soll auf ihn Alles losschlagen, Tiroler und Baiern, Oesterreicher und Preußen.“ — Der Hauptmann warf sich mit dem Oberleib' über den Tisch hinein und hielt die Serviette dem ekstatischen Redner vor den Mund, der aber auch mit gebrochener, dumpfer Stimme noch fortredete, als zum Glücke die Seitenthür aufflog, und aus dem Nebenzimmer die Instrumente der Imster-Musikanten mit rauschenden Tönen einfielen.

Der Flüchtling*).

Eine geschichtliche Novelle.

Es war ein schöner Nachmittag im September 1808. Da ritten drei baierische Offiziere in das Dörfchen Riffian am Eingange des Thales Passeier. Sie treiben einen Knaben vor sich hin, der sie zum Widdum führt, und für sie die Glocke zieht, während sie die Riemen der Pferde an Fensterstäben des Erdgeschosses befestigen. Der Seelsorger eilt dem Besuche aus dem Garten entgegen. „Herr Major, welche Ehre!“ — „Herr Kurat, ein Mann ein Wort!“ Sie drücken sich die Hand, und begeben sich in die Laube, wohin sogleich Erfrischungen folgen. „Wenn Sie mir nicht bei Ihrem neulichen Besuche Ihre Unzufrie=

*) Nach der mündlichen Erzählung des Priesters Simon Platzer und nach dessen Umarbeitung der Schriften des Priesters Ladurner.

denheit angedeutet hätten, so würde ich Ihren hiesigen Aufenthalt beneidenswerth finden.“ — „Herr Major, lassen wir dieses. Ich möchte Ihr Erholungsstündchen nicht trüben.“ — „Nicht so, mein Freund! Sie haben mir durch Ihre Gesellschaft und besonders durch Ihr gewandtes Billardspiel zu Br . . . . . schon so viele Unterhaltung gewährt, daß ich Ihr Schuldner bin; und ich bin heute in der Absicht hier, aus den Blüthen Ihres hiesigen Paradieses das Gewürm zu bannen. Zwar Sie sind in dieser himmlischen Natur auch sonst von einem verfluchten Gesindel umgeben: kein Mensch ließ sich herbei, uns den Pfarrhof zu zeigen, bis wir einen Burschen dazu aufgriffen.“ — „Vermuthlich besorgten sie schon, der Kooperator werde deportirt.“ — „Was treibt denn also dieser junge Pfaffe für ein Unwesen?“ — „O Herr Major, ich erröthe, davon zu sprechen!“ — „Nur heraus!“ — „Ja, was treibt er? — Als ich unpäßlich mit meiner kränklichen Schwester ankam, begrüßte er mich mit dem Churer-Dogma, die königliche Anstellung eines Seelsorgers sei ungültig: aus Großmuth des abwesenden, rechtmäßigen Kuraten könne er mir einstweilen den Genuß der Einkünfte bewilligen, jedoch nur unter der Bedingung, daß ich mich

jeder Amtshandlung enthalte, indem ich dazu von dem Bischofe in Chur keine Befugniß habe.“ — „Und was gaben Sie dem bartlosen Jungen zur Antwort?“ — „Ich sah wehmüthig an den Oberboden, als wollte ich dort mein verlornes Glück suchen, und entließ ihn mit einem unbestimmten Bescheide.“ — „Blitz und Donner, warum nicht energischer?“ — „Weil ich seiner bedurfte. Denn Zimmer und Küche fand ich leer; auch waren zwei Dienstpersonen nöthig.“ — „Und deßhalb mußten Sie seine Impertinenz schweigend einstecken?“ — „Seiner Versicherung nach hing ich bloß von seiner Gnade ab. Denn Jedermann weigerte sich selbst auf sein Ansuchen, dem ketzerischen Geistlichen einen Stuhl oder Topf zu leihen, bis der Schulmeister von den hinterlegten Geräthschaften meines Vorgängers das Nothwendigste brachte. Und nur durch Androhung des Ausschlusses von den Sacramenten und vom Gottesdienste gelang es dem Kooperator, zwei Betschwestern in mein Haus zu treiben.“ — „Der Kerl scheint doch noch einen gesunden Punkt im Herzen zu haben.“ — „Nichts ist schmerzlicher, als von einem Feinde Gefälligkeiten annehmen zu müssen.“ — „Also waren die Stühle und Töpfe nur eine Verschanzung seiner Böswilligkeit?“ — „Kaum kann

ich das bessere Gegentheil denken. Ich setzte mich in den Beichtstuhl: Niemand ging mir zu. Ich bestieg die Kanzel: Alle liefen davon. Sogar mein Meßopfer, wenn ich es abgesondert entrichtete, verscheuchte sie, als würden sie dadurch in Sünde und Kirchenstrafen verwickelt: bis mein Untergebener endlich versicherte, daß er mir, wie jedem andern fremden Priester, zum Messelesen die Erlaubniß ertheilt habe. Kranke versperren mir aber noch immer die Thüre oder flüchten sich aus dem Bette. Auf dem Wege grüßt mich Niemand, und bei meinem Gruße wenden sie ausspuckend sich ab.“ — „Das ist unerhört! Rufen Sie mir den Bösewicht.“ Der Geistliche klingelte und rief nach dem Herrn Kooperator. „Sogar auf den Pfarrer von Meran wußte der Intriguenmacher die ganze Meute zu hetzen, und ihn von dem Ehrenposten in eine Einsiedelei zu versprengen.“ — Nach wenigen Augenblicken erschien der Gerufene: im Talare, ein kleiner, stämmiger Mann von kaum 30 Jahren. Sein rothes Gesicht brannte, und sein feuriges Auge rollte unruhig bei dem Anblicke der Offiziere. „Der Herr Major wünscht Ihre Gesellschaft.“ — „Zu schmeichelhaft für mich.“ — „Junger Mann, erwarten Sie von einem Soldaten keine

Schmeichelei! Ich möchte vielmehr sehr aufrichtig mit Ihnen sprechen. Wie können Sie diesem meinem Freunde hier, einem Ehrenmanne, solche Cabalen spielen? Mit welchem Rechte verweigern Sie seinem königlichen Anstellungsdecrete die Anerkennung und seiner Würde die Unterwürfigkeit? Zugleich sind Sie der Verführer der ganzen Gemeinde, und der Kreis derselben scheint Ihrem Eifer noch zu enge. Sie sind ein Verbrecher, und ich fühle Lust, Sie sogleich in Empfang zu nehmen." — Simon Platzer, denn so hieß der Angesprochene, trippelte bei diesen Worten, in die Unterlippe beißend. Die Stirn zog sich finster zusammen, und er sprach: „Herr Major, für's Erste sind Sie nicht mein Vorgesetzter, und haben daher kein Recht, in diesem Tone mit mir zu sprechen. Für's Zweite aber bemerke ich, daß Sie Ihrem Generale gehorchen, und ich meinem Bischofe. Verführer der Gemeinde und Cabalenschmied und Verbrecher werden Sie mich nicht noch einmal nennen. Ihr ergebenster Diener." Er macht seine Verbeugung mit Entrüstung und entfernt sich. Die Gesellschaft starrt ihm verblüfft nach und sieht endlich staunend sich gegenseitig an. „Recht so!" kreischt der Major zwischen knirschenden Zähnen, drückt dem Geist-

lichen schweigend die Hand, eilt zum Pferde und galoppirt aus Riffian. —

Von diesem Abende an war der königliche Kurat ungewöhnlich gesprächig und freundlich. Platzer gab allmählich der Einbildung Raum, er habe dem Major' imponirt, wie vorhin dem Freunde desselben.

Doch gerade am achten Tage nach dem Vorfalle wird er zu ungesäumtem Erscheinen bei dem Landgerichte in Meran vorgeladen. Der Landrichter kannte ihn näher, und war ihm geneigt. Er liest ihm von dem Generalcommissariate in Innsbruck ein Decret folgenden Inhaltes vor: „Da der Hülfspriester Simon Platzer seinem Vorgesetzten, dem von Sr. Majestät angestellten Kuraten S—, den Gehorsam versagt; da er ihm bei jedem Schritte der Amtsthätigkeit Hindernisse in den Weg wirft; da er sogar die Gemeinde gegen ihn aufhetzt, und überhaupt die Ruhe stört: so hat selber binnen 24 Stunden Riffian zu meiden, und innerhalb dreier Tage behufs der weitern Bestimmung sich bei dem Specialcommissariate in Trient zu stellen." — Platzer vertheidigte sich lebhaft, und der Landrichter, durch die Aufklärungen befriedigt, hieß ihn getrost nach Riffian zurückkehren. Er

behalte indessen das Decret in Händen, und hoffe, durch Gegenvorstellungen das General-commissariat zu beschwichtigen.

Platzer flog, von Zorn und Freude getrieben, nach Hause, und konnte seinen Triumph vor dem Urheber der Anklage nicht völlig unterdrücken.

Doch im einsamen Zimmerchen läuterte er durch das Nachtgebet das Herz von allen Schlacken unedler Triebe, und begab sich, innerlich ruhig, zur Ruhe. —

Ihn weckt die Hausglocke. In der Meinung, zu einem Kranken gerufen zu werden, eilt er an das Fenster und ruft: „Wer ist unten?“ — „Lorenz da!“ antwortete eine tiefe, wohl bekannte Stimme. — „Der Gerichtsdiener? Um diese Zeit? Was mag er bringen?“ Diese Fragen vor sich hinmurmelnd, macht er Licht, wobei die Hände zittern: er knöpft den Talar, stößt die Füße in die Pantoffeln, und eilt über die Treppe hinab zur Hausthüre. „Lorenz, was Neues um Mitternacht?“ — „Der Landrichter befohlen. Erst um 10 Uhr bekommen.“ Zugleich überreicht er ihm ein Decret. Den Kopf an sein Ohr hinneigend setzt er mit leiser Stimme bei: „Dieses Briefchen mir der Geistliche Herr D.....

gegeben.“ Während er es geheimnißvoll ihm in die Hand drückt, spannen sich die zottigen Brauen hoch in die gerunzelte Stirn hinauf; die Lippen drücken sich gravitätisch hervor: der Kopf nickt dreimal bedeutsam. Sobald er einige Silberstücke in die Hand rutschen fühlte, wurde das Gesicht wieder heiter, und die Kupfernase schien glänzender. „Dank sagen. Gute Nacht wünschen.“ Er verbeugt sich; die Thüre fällt zu.

In höchster Spannung läuft der Kooperator die Treppe hinauf, und eröffnet zuerst das Decret. Mit Verwunderung bemerkt er, daß es dasselbe ist, welches ihm Tags vorher der Landrichter vorgelesen hatte. „Versprach er mir denn nicht, das Urtheil rückgängig zu machen?“ Hastig wird das Briefchen aufgerissen. „Freund, ungeachtet aller Bemühungen des Landrichters bist Du nun verloren. Der Major stellte ihn heute Abends derb zur Rede wegen dem Nichtvollzuge des k. Befehles von Innsbruck. Daher noch in der Nacht die nachträgliche Zusendung des Decretes. Man will deine Abreise nicht erwarten. Morgen früh erscheint eine Truppe in Riffian, Dich zu ergreifen und zu deportiren. Die Soldaten drohen laut, Dich exemplarisch zu mißhandeln. Fliehe, so schnell Du kannst! Auch der Ku-

rat Plangger ist verrathen; warne ihn. Unser Zwischenbote, Dein Vetter, den sie ebenfalls einfangen wollen, liegt einstweilen bei mir verborgen. Gott mit Dir. Notus a manu." — Platzer läßt das Briefchen auf dem Tische liegen, und schreitet rasch hin und her. „Nun ist's geschehen. Es läßt sich nicht mehr ändern. Was beginn' ich? — Recht! Dabei bleibt es!" — Er vertilgt einige Papiere, ordnet die übrigen Schriften, so wie die Bücher: wirft sich in sein bestes Kleid, steckt den Sparpfennig ein, und — nimmt Abschied von dem lieben Zimmerlein. So leise als möglich verläßt er das Haus, und begibt sich zur Kirche. Der Mond beleuchtet den Friedhof; die Todtenkreuze glitzern. Er kniet auf die Steinplatte vor der Thüre. Durch eine eingebohrte, kleine Oeffnung erblickt er das ewige Lichtlein, und in seinem bebenden Schimmer den Altar. Er empfiehlt sich und die unglückliche Gemeinde dem Heilande im Sacramente und der schmerzhaften Mutter. Vertrauen und Trost ergießt sich in seine Brust. Die erste Dämmerung wallt' über die östlichen Berge empor, als er, nun schon Flüchtling, das theuere Dörfchen verläßt. Er schlägt den rauhen Bergweg zwischen Weingärten ein, der in das benachbarte Kuens

führt. Dort hielt sich der aus Riffian und dem Landgerichte Meran gebannte Kurat Plangger im Widdum verborgen. Platzer hatte ihn oft heimlich besucht, Nachrichten zutragend und Verhaltungsregeln einholend. Er trifft ihn auf dem Wege aus der Kirche, wo er vor Tagesanbruch das h. Meßopfer zu entrichten pflegte. Er überreicht ihm Decret und Brief, und eilt in das Gotteshaus, die Gelegenheit zur h. Messe schnell zu benützen. Bei seiner Zurückkunft findet er den Kuraten schon reisefertig. Sie begeben sich miteinander über Rebenhügel und Ackerfeld in das nahe liegende Dorf Tirol, wo ihre Neuigkeit die vertrauten Freunde im Pfarrhofe nicht wenig überrascht. Während sie ein Frühstück einnehmen, bringt die Wirthschäfterinn schon die eben eingegangene Nachricht: eine große Anzahl Soldaten ziehe mit zwei Gerichtsdienern gegen Riffian. Beide Flüchtlinge beschleunigen daher die Abreise. Den Einen führte sein Ziel nach Norden, den Andern nach Süden. Denn Plangger wollte in Graun einen Schlupfwinkel suchen; Platzer war entschlossen, auf Umwegen nach Trient zu reisen, und sich dort zu stellen. Da er dem Specialcommissäre Grafen v. Spaur besonders empfohlen war, so sah er an ihm einen

erwünschten Schutz gegen die Gewaltthätigkeit des Militärs. Der Abschied der Freunde war rührend, die Trennung des väterlichen Kuraten von seinem geliebten Kooperator war schmerzlich für Beide. Jener wanderte durch die Anhöhe fort, hinter dem Schlosse Tirol vorbei gegen Vintschgau: Platzer schlich in die Weinberge hinab, ging bald bequem unter dem deckenden Nebengeländer fort, bald wand er sich zwischen Ranken und Gestrüppe hindurch, sprang über Mauern und Zäune, und erreichte die Thalfeldung von Algund. Vorsichtig wählt er sich hier jene Richtung, wo ihn Reben und Bäume zumeist verbergen, und erreicht das Feldgemäuer an der Landstraße. Unter dichten, noch wohl belaubten Aesten eines schönen Kastanienbaumes bildet die höhere Mauer mit der tieferen einen rechten Winkel. Bevor er sich da hinaus auf die Straße schwingt, späht er nach beiden Seiten. Da fährt ihm der Gedanke durch den Kopf, hier einige Zeit abzuwarten, ob nicht etwa ein Bekannter des Weges käme, dem er an die Angehörigen zu Morter und Martell im Vintschgau die Nachricht von seinen Verhältnissen und von der Reise nach Trient anvertrauen könnte. Er setzt sich in das Gras: liest sein Brevier,

und guckt hie und da hervor. Zu seiner freudigsten Ueberraschung erblickt er einen Vetter von Morter die Straße heran wandern, in Staub wie eingehüllt. Der Mann schreitet dicht an der Mauer fort. Er geht so nahe an dem Geistlichen vorbei, daß er dessen Hauch fühlen könnte. Er gewahrt ihn nicht. „Wohin so schnell, Vetter Franz?“ Erschrocken zuckt er auf, und wendet sich blitzschnell um. Bloß das Gesicht ragt über die Mauer empor. Sein Staunen wird beinahe noch größer. „Herr Simon! Herr Simon! Sie sind es ja!“ — Und er tritt nun herbei. „Freilich bin ich es,“ antwortet Platzer etwas leise. „Gebrauche Vorsicht. Ich bin auf der Flucht vor den Baiern. Dich sendet Gott. Ich wollte gerade einen Boten abwarten an meine Leute.“ — „O Herr Vetter, dieß ich sicher kein bloßer Zufall! Es ist ein halbes Wunder! Denken Sie, ich komme eben als Bote an Sie, und wollte nach Riffian gehen.“ — „Was ist denn vorgefallen? Wurde meine Schwägerinn unglücklich entbunden?“ — „Nicht gar glücklich. Doch Ihre Mutter“ — — „Wie? Was? Meine Mutter? Ist sie erkrankt? Ist sie gestorben? Sprich — verhehle nichts! Ich bin auf das Schmerzlichste gefaßt!“ — „Sie lebt, die Krank-

heit ist auch nicht lebensgefährlich. Doch hören Sie! Vor einem Monate kam von Schlanders die Nachricht nach Morter, Sie hätten sich den Baiern verdungen und seien lutherisch geworden: Niemand glaubte dem Gerüchte, doch wurden Ihre Geschwister über die Verleumdung betrübt, und besonders die Mutter. Bald darauf lautete es anders: auch Sie hätten heldenmüthigen Widerstand geleistet; man habe Sie deßhalb in Ketten nach Trient geführt und dort erschossen.“ — „Schwalben und Schwätzer,“ sprach Platzer, „sind einander ähnlich: beide haschen aus der Luft.“ — Jener fährt fort: „Diese zweite Nachricht fand überall Eingang. Viele verehrten Sie schon als Märtyrer. Aber auf Ihre alte Mutter hat die Neuigkeit eine schreckliche Wirkung gemacht. Sie bekam Einbildungen, wie Fieberträume; sie schaute und hörte, was nicht vorhanden war, und diese Zustände wiederholen sich alle Tage.“ — Der Geistliche ringt über dem Haupte die Hände, starrt gen Himmel; dann sinkt er in sich zusammen, preßt den Kopf an die Mauer, und heult unter einem Strome von Thränen. Der Mann rüttelt an ihm, und mahnt zur Behutsamkeit. Umsonst. Schluchzend schlägt er die Hände zusammen, und

ruft mit halb erstickter Stimme: „Nicht taub! nicht blind! Wahnsinnig! wahnsinnig! Nicht krank! nicht todt! Wahnsinnig! wahnsinnig — wegen mir!“ — „Um Gottes Willen: eine Kutsche!“ Der Unglückliche sieht sie durch das Trübe der Thränen, und wirft sich hinter der Mauer in das Gras, beißt in das Tuch, wimmert leise, bis er endlich verstummt. Nach einiger Zeit trocknet er das Gesicht ab, und erhebt sich. Er sieht den Mann jenseits der Straße auf einem Meilensteine sitzen, düster in sich vertieft. Er zischt und winkt ihm. Jener tritt nahe. „Freund, eile nun, so schnell du kannst, und rufe der Mutter in lichten Augenblicken zu, daß du mich hier gesehen und gesprochen habest. Von meiner Reise, zu der ich mich entschloß, sage nichts. Ich setze da drüben über die Etsch, und gehe an ihrem rechten Ufer nach Trient. In einigen Tagen kehre ich mit Gottes Hülfe zurück, und eile zur Mutter.“ — „Herr Simon, das bloße Reden ist fruchtlos. Wir haben sie oft genug versichert, daß Sie am Leben seien, in Freiheit und Wohlbefinden. Nur Ihre leibhafte Gegenwart wirkt vielleicht noch stärker als die bloßen Bilder. So sagt der Doctor, so der Herr Kurat. Und ich soll jetzt umkehren, und Ihren bestürzten Ge-

schwistern melden, daß ich Sie hier bei Algund getroffen habe, daß Sie aber für besser hielten, nach Trient zu reisen, von wo Sie vielleicht nicht mehr entlassen werden? Jetzt sind Sie auf freien Füßen. Was kann Ihnen wichtiger sein, als die Rettung Ihrer Mutter?“ — Platzer legte die Arme auf die Mauer, stemmte das Kinn darauf, und lauschte den innern Stimmen. Sein Kopf und sein Herz widersprachen sich noch nie in so heftigem Streite. Jener flüsterte: Verwickle dich nicht durch Ungehorsam gegen den Befehl in eine Schuld. Berichtige vor Allem deine Verhältnisse in Trient, und dann erst eile zur Mutter. Der kurze Aufschub kann ihr nicht schaden. — Das Herz aber rief: Vergiß Alles! Wage Alles! Sorge vor Allem für dein Theuerstes auf Erden, für deine Mutter! Das Herz siegte. „Vetter Franz, ich folge dir!“ sprach der Geistliche, und sprang mit Gewandtheit über die Mauer. Sie treten sogleich den Weg zur Heimath an: auf offener Straße, ohne Scheue, ohne Rücksicht. Ein Sturm der Liebe treibt den Sohn. Jetzt erst fällt ihm ein, dem Vetter zu eröffnen, daß auch dessen Sohn, der Student, flüchtig sei. Der Vater wird bleich, und während er überlegt, ob er nach Meran zurückkehren soll,

eilt Jener voraus. Die kurzen Beine zappeln in so schnellem Wechsel, daß es oft mehr ein Laufen ist, als ein Gehen. Der Tag war heiß; doch das innere Feuer war brennender. Nirgends verweilt er, als da und dort bei einer Quelle. Die Sonne neigte sich, kühlere Lüfte wehten entgegen, als er hinter Latsch über die Felder hinauf wanderte zu dem heimathlichen Thale. Düsterer als je sah ihn vor dem Eingange die einsame, altersgraue Veste an: wie ein Grabmonument des Erdenglückes. Schon steigt er zwischen den Dorfwiesen empor. Durch die abendliche Stille tönt die wohl bekannte Glocke zum englischen Gruße, und darauf summt der schwächere Klang, wie eine leise Bitte aus dem geheimnißvollen Jenseits. Schellend und meckernd springen die Ziegen von den buschreichen Hügeln herab, und schreiende Knaben harren schon auf sie. Hausmütter und Mägde treten mit reinlichen Näpfen vor die Häuser und Ställe. Unser Wandersmann sah hier noch Alles im Alten; nur er war geändert, und noch mehr sein Schicksal! Er drückte den Hut in das Gesicht hinab, und den Mantel, den er so gerne manchmal in die Etsch geschleudert hätte, wickelte er jetzt über das Kinn empor, um von Niemanden erkannt

zu werden. Geraden Schrittes ging er dem Hause des Bruders zu. In der Küche trifft er die Schwester Marie. Sie läßt den Quirl im Topfe, starrt ihn mit ausgebreiteten Armen an, und stürzt dann im Freudenschrei auf ihn los, die Hand mit Küssen zerdrückend. Der Bruder habe sich nach Schlanders begeben zum Doktor. Die Wöchnerinn sei zwar nicht mehr in Gefahr, doch leidend; das Kindlein sei im Himmel. Um durch Ueberraschung nicht zu schaden, meldet sie ihn an, und öffnet nach einiger Zeit leise die Thüre. Die Kranke richtet sich auf und küßt mit bebenden Lippen die Hand des theuern Anverwandten. Ueber das bleiche, sanfte Gesicht fliegt ein matter Abschein von Röthe. Der Priester spricht einige Trostworte, und durch die Eröffnung, daß er schon morgen das Thal wieder verlassen müsse, fand er leicht Entschuldigung für die schnelle Weiterreise zu der unglücklichen Mutter. Weit schwerer war die Zudringlichkeit der zärtlichen Schwester zurückzuhalten, welche ihm eine Labung aufzwingen wollte. Er ließ den lästigen Mantel auf der Bank liegen, und nahm Abschied. Marie begleitete ihn noch einige Schritte. Da flüstert er ihr in das Ohr: „Halte meine Anwesenheit geheim; denn ich bin flüchtig vor

den Baiern.“ Sie fährt erschrocken auf und erbleicht; doch ehe sie sich zu fassen vermag, enteilt schon der Bruder. — Hinter dem Dorfe Morter eröffnet sich der schmale Eingang des Thales Martell. Die Plima rollt tosende Wellen über das Gestein. Felsen hangen zu beiden Seiten herab; Bergschatten, Lärchenbäume, Föhren, Erlen und Buchen umdüstern den rauhen, von Wasser und Steingerölle oft unterbrochenen Weg. Jetzt aber hatte auch die Nacht sich ausgebreitet. Nach dem heitersten Tage sammelten sich dichte Wolken, und hingen so finster herab, wie die Gedanken im Kopfe des einsamen Wanderers. Bald schwebt ihm die kranke Mutter, bald das bejammernswerthe Riffian vor; bald Meran, bald Trient, bald die Vergangenheit, bald die Zukunft, bis wieder ein gefährliches Straucheln ihn aus den Träumen rüttelt. Die aufgeregte Phantasie wandelt ihm Bäume und Schatten in Menschen um, läßt ihn Geschrei erlauschen und Waffenschimmer sehen, und jagt dem sonst immer Muthigen Scheue und Besorgnisse ein. „Aber horch — das ist nun doch Wirklichkeit! Da läuft Jemand heran! Schon sehe ich die Gestalt! Ein Weibsbild! Wie sie keucht! — Ha — Marie — du? — In Got-

tes Namen, was ist vorgefallen? Kamen schon die Soldaten?“ — Sie schüttelt verneinend, und bringt endlich mühsam die Worte hervor: „Gottlob, — daß ich Sie — noch erreichte. — Gingen schnell!“ — „Komm, setzen wir uns auf diesen Ruhestein. Was trägst du denn hier in dem weißen Tuche?“ — Sie bindet auf, und hebt eine Flasche Wein hervor und frische Butter und Semmelbrot. „Du gute Seele! Ich habe wirklich seit dem Frühstücke nichts genossen.“ — „Dachte mir's wohl, als ich von der Flucht hörte.“ — „Du liebe Närrinn, meintest du denn, daß ich in diesen zwei Stunden Hungers sterbe?“ — „Ich hätte mir vorgestellt, wie Sie ohnmächtig werden, und auf dem Wege liegen, oder im Gebüsch' oder gar im Wasser.“ — „Und diese Furcht trieb dich, beinahe Eine Stunde weit mir auf diesem schaudervollen Wege in schwarzem Dunkel nachzulaufen? Schwester, das ist zu viel; doch Gott wird dir's vergelten!“ — „Auch wollte ich Sie — noch einmal — sehen! O, es ist vielleicht das letztemal!“ Unter diesen Worten wirft sie sich an des Bruders Brust, preßt das Gesicht schluchzend daran, krampfhaft die Arme umklammernd. Ihm zerschmilzt das Herz an der Gluth dieser Schwesterliebe. Thrä-

nen quellen auch ihm hervor. Sie sitzen sprachlos. Unterhalb stürzt der rauschende Bach vorüber; oberhalb bewegen sich säuselnde Aeste einer Riesenulme. Der Mond trat, wie neugierig oder begrüßend, aus dem Gewölk hervor, und streute, wie Himmelsblumen, die schönsten Strahlen aus zu ihren Füßen. Der Geistliche beruhigt die Schwester, so gut er kann; er zieht sie vom Sitze auf; sie blicken vereint zum Himmel, und sie spricht ihm die Worte nach: „Vater, Dein Wille soll geschehen!“ Der Mond zog sich jetzt zurück, und die Wolken schlossen sich wieder. Er segnete sie zum Abschiede, und eilte fort. Noch dringt ein Nachrufen an sein Ohr; schon verschwimmt es im Tosen des Wassers und im Rauschen des Windes. Nur in seinem Innern wiederhallt es noch immer: „Lebe wohl! Lebe wohl!“

Doch in Bälde wurde die Schwester von der Mutter verdrängt. Sein Herz wurde beklommener, je näher er ihr kam. „In welchem Zustande werde ich sie finden? Wie wird sie mich aufnehmen? Welche Wirkung wird meine Ankunft, welche die schnelle Abreise hervorbringen?“ Und auf jede dieser Fragen drängten sich wechselnde Bildergruppen heran. Von dem Kirchthurme

scholl die zehnte Stunde. Donner rollten aus dem schwarzen Gewölk des Hintergrundes. Die Hände zittern beim Aufziehen des Gatters am Thalwege; die Füße wanken, als sie den Feldpfad betreten, der dreißig Schritte weit zu dem neugebauten Häuschen des jüngern Bruders emporführt. Aus der Stube dämmert eine matte Beleuchtung entgegen, bald aufflackernd, bald wieder wie erlöschend. Er nähert sich, auf einen Baumstamm sich stellend, dem Fenster. Er sieht hinein. O Gott, welch' ein Anblick! — Neben dem Kamine der Hinterwand, wo das Feuer abbrennt, sitzt der Bruder, schwermüthig den Kopf in die Hände hinabgesenkt. Hinter dem Tische, rechts am Fenster, steht die Mutter, bleich und abgemagert. Das weiße Haar hängt verworren an beiden Seiten herab. Sie sieht starr in das Leere hinein, und regt sich nicht. Plötzlich durchzuckt sie eine Erschütterung: sie spricht und gaukelt. Die Schwester zieht sie auf die Bank zurück, und hält ihr ein Schüsselchen vor, sich vergebens bemühend, sie zum Essen zu bewegen. Der Geistliche taumelt von dem Baume herab, setzt sich auf die steinerne Stufe vor der Thüre und weint. — Endlich steht er auf, und klopft. Augenblicklich erfolgt Geräusch. Es wird geöff-

net. „Gott grüße dich, Bruder Blasius!“ — „Heiliger Joseph, der Herr Bruder! Der Herr Bruder!“ Zurücklaufend rief er die letzten Worte in das Stübchen hinein, woraus die Schwester hervorstürzt. Sie weinen vor Freude, und ziehen den Geistlichen in das Zimmer, unter dem Rufe: „Mutter, der Herr Simon! Der Herr Simon!“ — Sie steht neben dem Tische, und sieht ihn mit den tief liegenden Augen starr an. Er ergreift und küßt ihre Hand, und spricht lebhaft: „Gott zum Gruß, liebe Mutter! Wie befindet Ihr Euch?“ — Nach einer Pause, als hätte sie sich besonnen, antwortet sie langsam und ernst: „Herr Simon, sind Sie es? Ich meinte, man habe Sie erschossen!“ — Lachend erwiederte der Sohn: „O, man hat mir kein Haar gekrümmt! Seht mich einmal an, wie ich frisch und gesund bin! Hab' ich nicht rothe Wangen?“ Der lichte Augenblick ist schon vorüber. Das Gesicht wird unruhig und immer finsterer. „Da ist er — Simon! Simon! Laßt ihn los! Er ist mein Sohn! Er hat ja nichts verschuldet! Er war immer ein gutes Kind!“ Auf die Kniee niedersinkend streckt sie die gefalteten Hände aus: „O, bei Gottes Barmherzigkeit, verschont mein Kind! Ich bin seine Mutter! Ich bitte! Ich bitte!“

Langsam erhebt sie sich, mit stechendem Blicke vor sich hinstarrend: „Wollt ihr nicht? Ihr Wölfe! Ihr Tieger! Ihr Teufel! Einen Geistlichen ermorden? Einen Gesalbten des Herrn? Laßt ihn los! Ich zerreiße euch!“ — Beide Söhne und die Tochter halten sie fest während dieser höchsten Aufregung. Die Zähne knirschen, das brennende Auge dreht sich gleichsam aus der Wurzel: alle Muskeln zucken, die Gelenke krachen. Alle Drei sind kaum ihrer mächtig. „Schießt auf mich! Auf mein Herz! Auf mich! Hört ihr — auf mich! Umsonst. Puff! — Todt!“ — Das letzte Wort nur noch hervorkeuchend war sie, wie eine Welle, all' ihren Armen plötzlich entschlüpft, und lag, wie entseelt, auf dem Boden. Die Geschwister standen umher und weinten, nicht wissend, ob die Mutter noch lebe, oder nicht. „Einen so entsetzlichen Anfall hatte sie noch nie:“ sagte endlich die Schwester. Blasius sprach: „Was für ein Empfang, lieber Herr Bruder!“ — „Alles, wie es Gott schickt!“ erwiederte der Priester. Jetzt beginnen sie Arme und Schläfe mit Essig zu reiben, auch die Geruchsnerven durch scharfen Melissengeist zu reitzen. Endlich fühlen sie eine wiederkehrende Wärme: der Puls regt sich leise: Lippe und Wimper zucken: der Mund

öffnet sich: das Auge schließt sich auf. Sie wird in den Lehnsessel gehoben, wo sie sich bald erholt. Doch bleibt sie äußerst ermattet, der Kopf gesenkt: der Blick trübe. Der Geistliche drängte sich ihr nicht mehr auf. Sie wurde in ihre Schlafkammer hinauf geführt. Sie erkannte ihn nicht, wie er auch um sie beschäftiget war. — Nachdem nun die Mutter zur Ruhe gelegt war, lehnte der Herr Simon entschieden jede Nahrung ab. Wer könnte auch bei solchen Herzensleiden essen und trinken? Die Geschwister setzten sich zusammen. Er erzählte ihnen flüchtig seine Begegnisse, und eröffnete den Plan, bei Tagesanbruch abzureisen, und über das Gebirge nach Ulten zu eilen, und von dort nach Trient.

Auf einmal pochen gewaltige Schläge in schneller Wiederholung an die Hausthüre. Erschrocken fahren sie auf. Der Geistliche ruft vorsichtig: „Wer ist draußen?“ — „Macht auf! Nur schnell!“ — Die Stimme des Bruders Dionysius erkennend, öffnet er. Keuchend und verstört tritt er ein: „Herr Bruder — nur schnell fort — die Soldaten!“ — „Haben die Hunde meine Spur schon gewittert?“ — „Sie haben mein Haus umzingelt. Sie drohen ganz Morter abzubrennen, wenn man Sie nicht ausliefere. Zum Un-

glücke fanden sie Ihren Mantel und Papiere darin.“ — „Potz Blitz, das Decret und den Brief!“ — „Nun warfen sie im Hause Alles durcheinander, rissen jede Thüre und Decke auf, und stachen sogar mit den Bajonetten in das Unterbette und Stroh, worauf die Kranke lag.“ — „Die Unmenschen!“ — „Ich fand nicht einmal einen Ausweg, zu Ihnen zu eilen. Endlich sprang ich von meinem Dache auf das Dach des Nachbarhauses, und bin so entschlüpft. Hätte ich nicht beweisen können, daß ich abwesend war, so hätten sie mich sicher gefangen gehalten.“ — So sprach er. Die Schwester jammerte; Blasius und Dionys zitterten, wie von Winterfrost. „Liebe Geschwister, nicht so verzagt! Dionys, kehre du eilig nach Hause zurück zu dem kranken Weibe. Die Abwesenheit müßte wohl auch Verdacht erwecken. Nimm von Martell einen zuverlässigen Mann mit. Wenn ihr aus der Ferne Laternen erblickt, so weiche du aus vom Wege, und schicke den Begleiter schnell zu mir zurück. Ich vermuthe jedoch, daß die Söhne des Flachlandes den beschwerlichen Thalweg unter diesem schaudervollen Gewitter — es regnete unter Donner und Blitz — während der Nacht wohl unterlassen, und erst morgen die Hetze wieder aufnehmen.

Ich bin ohne Furcht. Mit Gottes Hülfe werde ich ihnen leicht entkommen.“ — Dionys befolgte die Worte des Herrn Simon. — Indem dieser sich ermüdet fühlte, und die bevorstehenden Anstrengungen bedachte, stellte er den Bruder Blasius als Wache aus, und legte sich im obern Stocke zu Bette — jedoch im Kleide, bloß ohne Rock. Doch wie Wasservögel den stürmischen See fliehen, so verscheuchte den Schlaf sein innerer Sturm. Zwischen 3 und 4 Uhr erscholl das Tageläuten, zuerst mit der kleinsten, dann mit der nächst größern, und endlich mit der größten Glocke, bis zuletzt alle zusammen im Chore klangen, und mit reinen Stimmen durch die feierliche Morgenstille den Tag des Herrn verkündigten. Jetzt erst fiel ihm der schon begonnene Sonntag ein, wo jeder Priester, außer dem Falle der Unmöglichkeit, streng verbunden ist, das h. Meßopfer zu entrichten. Doch nach kurzer Ueberlegung zog er dem kirchlichen Gebote der Messe das natürliche Gesetz der Selbsterhaltung vor. Aber zur Andacht gestimmt, verließ er das Lager, zog den Rock an, und betete sein Brevier. Gegen 5 Uhr beschloß er, zur Abreise sich anzuschicken. Er ruft die Schwester, ihm schnell drei weiche Eier und ein Glas warmen Wein zu be-

reiten. (Er hatte der alten Mutter von dem Sammelweine zu Riffian mitgetheilt.) Die Schwester stand Wache unter der Hausthüre, und meldete, der Bruder Blasius, weil in der Kuratiekirche heute nur Eine Messe gelesen werde, sei in den Gottesdienst gegangen: während sie also in der Küche sich beschäftige, möchte er selbst sich einen Posten wählen. Da gerade vereinte Glockenklänge den Anfang des h. Meßopfers anzeigten, so begab er sich an das Fenster des Schlafzimmers, um von dort aus wenigstens im Geiste der heiligen Handlung beizuwohnen. Doch bei dem ersten Blicke durch die Dämmerung hinab — sieht er — Soldaten, welche sich eben vor dem Gatter des Feldpfades anstellen. „Gott stehe mir bei!" ruft er, wirft sich rasch den Mantel des Bruders um den Leib und dessen Hut auf den Kopf, und wie, mit Wein und Eiern eintretend, die Schwester ihn anstaunt, stammelt er hinabdeutend: „Die Soldaten! die Soldaten! Lebt wohl!" und läuft über die kleine Treppe auf die Diele empor, reißt das Thürchen unter dem Dache auf, schlägt es hinter sich zu, und enteilt durch das Gebüsch des Bergabhanges, in welchen das Gebäude rückwärts eingesenkt war. Sobald er sich im Freien

sah, verschwand alle Besorgniß, indem er sicher war, daß weder die Füße noch die Kugeln der Feinde ihn erreichen würden. Doch mit Entsetzen hört er Geschrei aus der Wohnung, und vermuthet schon die Soldaten darin: er vernimmt die Stimme der Mutter — er hört seinen Namen — er sieht das Thürchen sich öffnen — er sieht die Mutter selbst in dem erbärmlichen Nachtkleide — „Simon! Mein Simon!“ ruft sie, und läuft mit unglaublicher Geschwindigkeit über Stein und Dorn ihm nach. „Simon, nimm mich mit! Laß mich mit!“ Unter solchen Ausrufungen dringt sie mit bloßen Füßen und ausgestreckten Armen durch das dichte Gebüsch dem Sohne nach, der vor der eigenen Mutter mit weit größerem Schauder flieht, als vor den bewaffneten Feinden. Sie sinkt endlich zusammen, und wird von der nacheilenden Tochter hinabgeschleppt unter stätem Sträuben und Wehklagen, zumeist noch unter dem Thürchen, bis sie endlich auch da hineingezogen wird, und jenes sich schließt. Die Unglückliche hatte nämlich aus ihrer Schlafkammer, welche an das Zimmer des Geistlichen stieß, Alles vernommen; die Worte des Sohnes, den Jammer der Tochter; sie sprang aus dem Bette, und unaufhaltsam lief sie nach.

Dieser Schreck lähmte nun aber die Glieder des Flüchtlings, und warf ihn beinahe zu Boden. In diesem Augenblicke hätten ihn die Verfolger am leichtesten erreicht. In Bälde belebte ihn Zorn und Grimm. Rachsucht knirschte in den Zähnen, und nur das Glockenzeichen der h. Wandlung rief ihn wieder zur Besinnung. Den Berg hinter dem Hause bedeckten kleine Kirschbäume, Birken, Erlen, von Haselgesträuch dicht umgeben. Unter diesem Schirme beschloß Platzer noch so lange zu verweilen, bis er entdecke, was mit den Seinen geschehe, und wohin die Soldaten sich wenden. Er wählte sich zu diesem Zwecke beiläufig 200 Schritte vom Hause den Standort hinter einem dicken Lärchenstamme. Mit Verwunderung sieht er die Baiern noch in ihrer frühern Stellung auf dem Thalwege. Jetzt schreiten vier Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten herbei: ha — zwischen ihnen wird Blasius sichtbar, wie ein eben eingefangener Verbrecher. Der Spähende zittert, hält sich an einem Aste, und stöhnt und weint. Jetzt wickeln sie die Tücher von den Schlössern: denn es hatte bis kurz vorher noch dünn geregnet. Der Gerichtsdiener von Schlanders entfaltet die Ketten und Fußschellen, und zieht das Gatter auf. Die Schaar, 36 Solda-

ten, setzt sich in Bewegung, Mann hinter Mann: nur dem Blasius, der zwischen Bajonettenspitzen der Dritte im Zuge ist, gehen zwei Soldaten zur Seite. Einige mit Blasius begeben sich in das Haus; die Uebrigen umzingeln es, und erwartend, daß der Verfolgte da oder dort herausspringe, spannten sie den Hahn und zielten. Die Musketen fuhren durch zertrümmerte Fenster hervor, und der ferne Zuschauer konnte daraus von der Brutalität und von dem Tumulte im Innern der Wohnung sich eine Vorstellung machen. Endlich zogen sie ab, und zwar ohne Blasius. Auf dem Wege hatte sich inzwischen eine Menge von Thalbewohnern gesammelt; die Unruhe ihrer Gebärden ließ ihre Neigung zur Thätlichkeit vermuthen: als die Soldaten aus dem Felde herabkamen, lachten sie; und wie der bartige Feldwebel ein „Still da!“ kommandirt, lachen sie noch schallender; Einige jauchzen, Andere pfeifen. Die Schaar löst sich in mehrere Abtheilungen auf, welche in verschiedenen Richtungen zur weitern Aufspürung des Flüchtlings auseinander gehen. — Dieser beschloß nun, die Niederungen zu meiden. Er stieg durch das buschige und baumreiche „Saugthal“ empor, anderthalb Stun-

den weit, zu dem einsamen Bauerhofe Obholz.

Nebel rollen noch an den Gebirgshöhen umher, und die Morgensonne scheint erst als ein matter Lichtpunkt, den Umkreis mühsam erweiternd, hinter grauen Dünsten hervor.

Unter dem weitkrämpigen Hute und in dem grauen Lodenmantel, der über die Knöchel hinabfällt, schreitet unser Bekannter schon hoch oben durch das Grün der Feldung, welche in weit ausgedehntem Vierecke den Hof umgibt. Jetzt erreicht er das Haus. Er späht durch die Fenster, geht unruhig hin und her, wendet sich rasch der Thüre zu, und drückt die Handhabe des Schlosses. Vergebens. Er klopft mit der Faust, daß es hallt. Niemand regt sich; Alles stumm. „Sie sind zum Gottesdienste hinabgegangen. Sie müssen nun wohl bald kommen. Wer weiß, ob noch die alten Bewohner hier sich aufhalten? Auf Erden ist ja Alles unstäter, als diese wirbelnden und zerfließenden Nebel. Jedenfalls mag es sicherer sein, daß ich aus einem Schlupfwinkel die Leute ins Auge fasse, eh' ich mich ihnen vertraue.“ — Neben dem, unterhalb mit Gemäuer, oberhalb mit Getäfel umschlossenen Hause steht eine geräumige, an den Berg sich anleh-

nende Heuscheune. An der Vorderseite ruht ihr Boden auf Mauerpfeilern, wodurch sich ein Schoppen bildete, für Holz, Körbe, Schlitten u. dgl. Da hinein begibt sich der Fremde, und verschanzt sich hinter Geräthschaften, so, daß zwar er eine bequeme Aussicht hat, aber kaum gesehen werden kann. Eine kurze Zeit verfließt. Da schlendert zuerst ein Knabe herauf, nachlässig trillernd, eine Traube am Stengel tragend, und jetzt sie vor das Auge hinhaltend und durchmusternd, ob ihm wohl keine Beere ausgefallen. Er zieht aus den dicht geschichteten Kienspänen vor der Hausmauer den Schlüssel hervor, womit er pfeifend aufschließt. „Diesen einmal kenne ich nicht:“ sagte der Verborgene zu sich selbst. „Vermuthlich der Hirtenjunge. Wie lebhaft erinnert er mich an eine längst verschwundene, glückliche Zeit!“ — Bald darauf waren Stimmen vernehmbar. Zwei junge Männer tauchen hervor, unter lautem Gespräche den steilen Pfad heransteigend: in brauner, über die Hüfte reichender Jacke: der Erste — hoch und kräftig gebaut, etwa 26 Jahre alt; eine Spielhahnenfeder nickt schimmernd auf dem Hute. Der Zweite ist kleiner und schwächer, den Hut in der Hand schleppend, den Schweiß aus der Stirn wischend. „Die verfluchten Baiern

hätten wir mit blutigen Köpfen hinaus schicken sollen!“ sprach der Vorausgehende. Der Nachfolgende versetzte: „Noch wär' es übereilt. Wir würden jeden Blutstropfen theuer bezahlen!“ — „Du klügelst und rechnest immer! Hundert Stutzen sperren dir das Thal, daß keine Maus hindurch schlüpft!“ — Unter diesen Worten gingen sie im langsamen, weit ausholenden Bergschritte vorüber. „Ja, ja, sie sind es! Peter und Anton. Seit 14 Jahren hab' ich sie nicht mehr gesehen. Wie oft spielte ich mit diesen Knaben, besonders mit Peter, auf diesem Grün da und droben in der Alpe! Ob ihre gute Mutter noch lebt, welche mir so oft Brot und Milch gegeben? Gott lohn' es ihr! Wer hätte damals geahnt, daß ich so — wieder hierher käme? Ein schauriges Labyrinth ist das menschliche Leben; Niemand weiß, wohin er geht. Was hab' ich jetzt schon erfahren! Und was wird noch kommen? Allwissender, Du weißt es! — Soll ich denn aber nicht endlich diese von Moder dampfende Stätte verlassen? Doch vielleicht folgen diesen Bergbewohnern Soldaten oder Späher auf dem Fuße nach. Einige Zeit will ich mich noch gedulden.“ Er verliert sich jetzt in Gedanken, zerstört seinen ersten Reiseplan, und macht sich einen neuen. Endlich hört

er wieder Geräusch. Er guckt hervor und sieht die ersehnte Bäuerinn. Keuchend steigt sie heran: etwas gebeugt und eingeschrumpft, so, daß sie kleiner scheint: in schwarzem Trauerkleide. In beiden Händen hält sie den Rosenkranz, der mit großen Beincorallen und dem silbernen Kreuze über die Kniee hinabschlägt. Betend und hie und da seufzend geht sie vorüber. Ihr folgt, ebenfalls im Trauergewande, die erwachsene Tochter, sittsam in sich gesammelt. Dem Manne im Hintergrunde pocht das Herz; Thränen zittern im Auge; das Gefühl irdischer Vergänglichkeit hatte noch nie seine Brust so tief durchdrungen. Ihm schien es, als wenn die gute Bäuerinn aus dem Grabe aufgestanden wäre, und in schauderhafter Erscheinung vorüber ginge! — Länger zu bleiben, vermochte er nicht. Kaum waren sie verschwunden, so geht er, sich duckend, aus dem Verstecke hervor, späht und lauscht gegen das Gebüsch hinab, und schreitet dem Hause zu.

Der Hirtenknabe stand unter der Thüre und aß ein Stück Brot, und staunt den Fremden an. „Junge, leiste mir einen Dienst, und ich gebe dir einen guten Lohn.“ — „Was willst du denn?“ — „Stelle dich hierher auf die Ecke, und schaue sorgfältig hinab, ob kein Fremder kömmt. So-

bald du einen siehst, thue einen lauten Pfiff, und laufe zu mir in die Stube.“ — „Schon recht. Kannst dich verlassen bis zur Essenszeit.“ —

Nach dieser Vorkehrung tritt er in das Haus, öffnet, nach Sitte der Bauern, ohne Anklopfen, die Stubenthüre, den Hut auf dem Kopfe behaltend, den er nur beim christlichen Gruße „Gelobet sei Jesus Christus!“ ein wenig rückte. „In Ewigkeit!“ erwiedert das Mütterchen, welches, im Hauskleide, gerade aus der Nebenkammer hervortritt. Peter zerschneidet unter dem Druckmesser die unlängst gekaufte Tabakrolle; Anton füttert und neckt seinen Kreuzschnabel. „Häbt's koane Schâfe und Böck zu verkafen?“ Er setzt sich ungenirt auf die Bank, und schaut langsam in der Stube umher, und sieht noch Alles im Alten: denselben runden Tisch und dieselben Lehnstühle von Nußbaumholz; dasselbe schwarz geräucherte Cruzifix mit den vier bemalten Kupferstichbildern; dieselbe Holzuhr mit dem stundenrufenden Kuckuk; sogar denselben Wasserkrug von Zirbelholz in der Ecke, und dieselben Rosmarin- und Nelkentöpfe auf der Fensterbrüstung. Rührung durchbebt sein Gemüth. —

Peter, das Tabakbret bei Seite schiebend, betrachtet ihn mit Verwunderung, und erwiedert:

„Wie kannst du denn um diese Zeit nach Kleinvieh fragen? Die Passeirer-G'straun- (Schöpse-) Händler kommen ja sonst im Langez (Frühling), und nicht im Herbste.“ — „Meine lieben Leute,“ versetzt der Viehhändler, „in itzigen Zeiten kännst de nit fråg'n, wâs bräula ist; du mueßt lei (nur) schaug'n, wie du di durchen derbringest.“ — „Wo bist du denn her?“ — „Zu Riffian bin i sonst'n; wo's ist, wirst de woll wiss'n?“ — „Von Riffian?“ ruft die Hausmutter; dort war ja der Herr Simon, den die Baiern so entsetzlich verfolgen! Daß sich Gott erbarme, das war heute ein Tumult und Schrecken! Mir zittern noch jetzt alle Glieder! Wenn sie nur das gute Herr'l nicht kriegen! Ich habe ihm auf dem Wege herauf zwei Rosenkränze gebetet.“ Anton sagte: „Den Blas haben die Soldaten im letzten Stuhle gerade von meiner Seite weggezogen. Der Gerichtsdiener kannte ihn. Die Schurken hätten den Geistlichen, wenn er am Altare gestanden wäre, von dem heiligen Leib' und Blut hinweggerissen!“ Peter glühte noch von Zorn, und die Faust ballend sprach er: „Hätten sie doch den Herrn oder auch nur seinen Bruder vom Hause herabgeführt! Wie wären wir dann über die Hallunken hergefallen! Wir hatten es

schon geschworen.“ — „Kennt ihr das Platzerl?“ — fragte der Fremde. — „Wie sollten wir ihn nicht kennen!“ erwiederte die Mutter. „Mein Gott, als er noch ein Knabe war, da hütete er einige Rinder in der Saugalpe oben, und kehrte fast alle Tage bei uns zu.“ — „Wir waren immer beisammen,“ sagte Peter. „Er roch jedes Vogelnest aus Stauden und Baumstämmen hervor; die Eichhörnlein traf er mit jedem Wurfe, und einmal erlegte er mit dem Steine sogar einen Hasen auf 40 Schritte. Laufen konnte er auf und ab wie ein Jagdhund, und klettern wie ein Kater. Er war mir der liebste Bub' in meinem Leben; ich kann ihn nie vergessen.“ Anton zupfte den Peter am Aermel, und flüsterte ihm in das Ohr: „Der da ist kein Bauer von Riffian. Betrachte die Stiefel! die Hände! Wie er sich einmummt!“ — Lebhaft und beinahe halblaut sprach Peter: „Er ist ein Spion! Ein Spitzbube! Er sucht den Herrn Simon! Ich fasse ihn am Halse!“ Anton zieht ihn zurück und spricht zum Fremden: „Wenn du von Riffian bist, so kannst du vielleicht über den Herrn Simon den wahren Bescheid geben? Einige sagen, er sei gar nicht in das Thal hierher gekommen; Andere behaupten, er sei zwar in der Nacht hier

gewesen, aber thaleinwärts geflohen. Hast du ihn etwa, weil du gleichzeitig da bist, hierher begleitet? Oder weißt du wenigstens, wo er sich aufhält?“ — „Vor uns,“ setzt die Bäuerinn bei, „brauchst du nichts zu verheimlichen. Wir sind so verschwiegen, wie diese Wände. Sag’ es uns, wenn du es weißt!“ Der Fremde steht auf, wirft den Hut weg, zieht den Mantel aus, und spricht: „Da bin ich!“ — — Wäre ein Engel des Himmels plötzlich erschienen mit freundlicher Begrüßung, Staunen und Entzücken wäre nicht größer gewesen. „Er ist es! Er ist es!“ rufen sie nacheinander, und dann Alle zugleich, mit Inbrunst Hände und Kleid ihm küssend. Auf das Geschrei stürzt auch die Tochter heran, die Verwunderung und Freude theilend. Die alte Bäuerinn zittert, und läßt sich auf die Bank nieder und weint. Platzer ergreift ihre Hand und spricht: „Gute Mutter, ich habe Euch nie vergessen! Oft hab’ ich Eurer am Altare gedacht! — Gott grüße dich, Peter! und dich auch, Anton!“ — „Eher hätte ich,“ rief Peter, „heute den jüngsten Tag erwartet!“ — „Ihr konntet Euch doch gar künstlich verstellen!“ sprach Anton. „Ist denn der Vater schon im Himmel?“ fragte Platzer. „Will’s Gott!“ antwortete die Bäuerinn, und verhüllte

sich die Augen. „Heuer, am Feste Christi Himmelfahrt hat ihn Gott zu sich genommen:“ bemerkte die Tochter. „Ihr seid erschöpft. Was darf ich Euch bringen?“ — „Gute Josepha, ich fühle zwar keinen Appetit; doch will ich einen Löffel voll Suppe verkosten, wenn ich bitten darf.“ — „Unsere Morgensuppe steht schon in der Schüssel auf dem Herde.“ — „Trage herein, und laßt mich mit euch essen, wenn es angeht.“ — Diese Angelegenheit ermunterte die Bäuerinn: eilig sucht sie in dem Schranke der Nebenkammer den Elfenbeinlöffel hervor, den ihr die Schwiegermutter zum Brautgeschenke gegeben hatte. Auch wird das schön gewobene Tischtuch ausgebreitet, das sonst nur an Festtagen zum Vorscheine kam. Indessen unterredete sich Platzer mit Peter und Anton über seine Verfolgung. Man entrichtet gemeinsam das Gebet mit lauter Stimme, und setzt sich zu Tische; auch der Hirtenknabe kömmt herbei, und staunt nicht wenig, statt des Bauersmannes einen Geistlichen hier zu sehen. „Soll ich auf der Ecke bleiben?“ fragte er schüchtern. „Nimm erst, braver Junge, dein Frühstück, und dann gehe mir wieder hinaus.“ Platzer verkostet nun die Suppe. Seine Geschmacksnerven sind fühllos. „Ich empfinde nicht, was ich im Munde

habe. Doch verspüre ich sonst keine Uebelkeit.“ Während ihn die Andern ängstlich ansehen, steht der Knabe auf, hebt aus dem Wandkästchen seine Traube hervor, und legt sie dem Geistlichen auf den Tisch hin mit den Worten: „Versucht einmal diese Beeren. Sie feuchten Euch wenigstens an. Ich stelle mich nun wieder draußen auf den Platz!“ Schon war er verschwunden, als Platzer ihn anreden wollte. Er belobt den wackern Knaben, und während er Gutes von ihm hört, ißt er von der Traube, deren Saft ihn wirklich erquickt.

„Bleibt jetzt bei uns!“ sagte die Bäuerinn. „Bleibt bei uns!“ rufen beide Söhne und die Tochter. „Liebe Leute, ihr habt von der Unermüdlichkeit und von der Sucht meiner Verfolger keinen Begriff! Bedenkt, gestern früh suchten sie mich in Riffian, und heute verscheuchten sie mich schon aus der Heimath in Martell. Wer weiß, ob sie nicht in Bälde auch hier erscheinen. Ich muß daher ungesäumt meine Flucht fortsetzen. Doch meinen frühern Plan, nach Ulten zu wandern, laß ich fallen. Wie ein von seiner Richtung versprengtes Wild, verfolge ich den nächsten Weg, der sich öffnet. Ich flüchte mich über das Gebirge nach Graubündten — zu meinem

geliebten Bischofe. Wenn ich noch um Etwas bitten darf, so ist es dieses: daß Einer von euch Beiden zu meinem Bruder Blasius hinabgeht“ — — „Ich gehe! Ich gehe!“ rufen sie zugleich. „Ich habe das Vorrecht, Anton. Ich bin öfter mit dem Herrn Simon umgegangen.“ — „Nun gut, Peter, so übernimm die Mühe, und sage dem Bruder: er soll bis heute Abends einen zuverlässigen Mann auf das Kreuzjoch zu der blauen Platte schicken, der mich über die Berge in die Schweiz führen kann: mit diesem soll er mir ein anpassendes Bauernkleid senden: auch Brot, geräuchertes Fleisch und 5 Kronenthaler. Er selbst soll zu Hause bleiben bei der kranken Mutter und bei der Schwester: grüße mir sie von Herzen; sie sollen für mich beten und unbekümmert sein.“ Schon langt Peter nach der Thüre. „Peter, gib mir noch die Hand! Gott weiß, wann wir uns wieder sehen!“ — „Noch nehmen wir nicht Abschied, Herr Simon! Ich komme zu Euch auf das Kreuzjoch!“ Flugs schlüpft er durch die halb offene Thüre, und läuft über die Feldung hinab. — „Ihr müßt mich mit Euch gehen lassen!“ sagt Anton. „Was fällt dir ein? Wozu? Dieser Berg ist ja mein alter Bekannter!“ — „O, nicht deßhalb! Aber ich möchte noch

Manches mit Euch reden.“ — „Das ist ein Anderes.“ Der Geistliche segnet nun Alle, und beurlaubt sich bei Mutter und Tochter. Diese weinen, als wenn er der nächste Angehörige wäre. Der Hirtenknabe steht noch auf der Ecke. Platzer reicht ihm ein Silberstück: „Nimm Dieses hier für die Wache und für die Traube.“ — Der Junge lehnt erröthend das Geld ab, und weigert sich standhaft. Der Priester, über die edle Gemüthsart erfreut, betrachtet das Feuer der hellen Augen, die weiße, schön gewölbte Stirn, und fragt, wie lang' er in die Schule gegangen? — Drei Winter, und jedesmal hab' er ein Büchlein bekommen. — „Möchtest du nicht ein Geistlicher werden?“ — „Möchte wohl, aber ich kann nicht.“ — „Anton, bei nächster Gelegenheit führe den Jungen zu dem Herrn Kuraten, und melde nebst meinem Gruße die dringendste Bitte, daß er ihn zum Studiren vorbereite, wie er auch mich einst in ähnlichem Zustande übernommen habe. Für das Weitere werde ich selbst sorgen mit Gottes Hülfe.“ Der Knabe staunt ihn mit großen, blauen Augen an, aus denen eine Freudenzähre hervorglänzt. Er steht noch außer Fassung, als der Priester sich schon entfernte. Jetzt erst fährt er auf, läuft die we-

nigen Schritte nach, und drückt auf die Hand des Wohlthäters den heißesten Kuß. Die Bäuerinn und ihre Tochter steh'n im Gärtchen ober dem Hause, und folgen mit unverwandtem Blicke dem werthen Gaste, bis der nächste Hügel ihn verbirgt.

Die Wolken hatten sich aufgelöst, und ihr dünner Rest umgibt kreisförmig wie eine Silbermauer den Azurhof der Sonne. Die mannigfaltigen Felsenzinken erscheinen wie eine Reihe von Riesen, welche stehend, sitzend, lehnend — nach dem Sturmbade behaglich die Gliedmaßen trocknen. Aus dem Hintergrunde schimmern zwischen Palästen und Thürmen von Granit unheimliche, verlockende Eisgärten über labyrinthischen Kammern und Gängen. Das dunkle Grün der Hochwaldung schaut heiterer nieder nach der nächtlichen Erfrischung; das alternde Gras der Alpen und Wiesen lacht noch einmal jugendlich. Nur die vielen Bäche an beiden Seiten stürzen noch immer trüb' und zornig über die Gehänge. Von den hoch umher gestreuten Höfen und von den Weilern der Niederungen steigen senkrechte Rauchsäulen; und bei ihrem Anblick kann unser Wandersmann der Thalbewohner sonntägliche Ruhe und Erquickung ahnen, und, bei aller Entbehrung, gleichsam mitempfinden.

Umschauend auf Himmel und Erde blieb er da und dort stehen; Felsen und Wälder, Wiesen und Wohnungen — ja, das ganze liebe Heimaththal nahm er von Neuem in die erweiterte Seele auf, um all' Dieses als kostbarstes Eigenthum mit sich in die Fremde zu tragen.

Sie waren eine geraume Strecke thaleinwärts geschritten über Wiesen und Weiden, über Bäche und Erdbrüche, von Gegend und Bewohnern sich unterredend, oder in schweigender Betrachtung. — Jetzt steigen sie, aus einem Thälchen, zwischen Föhren empor, und auf einen mit Hagedorn besetzten Vorsprung hinaus, von wo, wie sie wußten, eine schöne Aussicht über das Thal bis zur Kirche sich eröffnet. Neugierig eilt der regsame Platzer voran. Sein erster Blick fährt der lieben Heimath zu. Er sieht das Häuschen. Er ahnt das Fenster, woran der Bruder sitzt; er stellt sich die Mutter und Schwester vor, wie er sie gestern gesehen. Niemand tritt hervor, Niemand kömmt hinzu: Alles so einsam und so regungslos. — Dann gegen die Kirche hinaus das Auge wendend, ruft er: „Ha! Die Soldaten! Siehst du sie dort? Neben dem Wirthshause!" — „Ich glaube jetzt etwas Dunkles zu entdecken; aber ich wüßte nicht, ob es Menschen

sind, oder eine Herde, oder etwas Anderes." — „Ich sehe die Musketen und Bajonette. Rings herum schaaren sich Bauern. Wenn nur kein blutiger Zusammenstoß erfolgt! Jetzt ziehen sie ab — siehst du? Alle! Alle! Auswärts! Siehst du nicht? An dem Ellenbogen gehen sie vorbei; schon sind sie hinter ihm verschwunden. Hoffentlich verlassen sie endlich das Thal. Gott sei Dank!" — „Ihr habt doch Augen wie ein Adler. Der Peter kennt auch die Leute von einem Berg zum andern; aber ich war kurzsichtig von Jugend auf." — Platzer wirft der Heimath und den Seinen darin noch inbrünstige Küsse zu und sein letztes Lebewohl, und setzt mit dem Begleiter die Reise fort, in das Gebirge einlenkend, über dünn bewachsenes Kalkgestein.

„Anton, welchen Aufschluß wünschest du von mir? Verzeihe! Beinahe hätte ich darauf vergessen." — „Manches hab' ich nun gehört, und Etwas heute sogar gesehen von der Verfolgung der Geistlichkeit. Aber in die eigentlichen Ursachen und in den Hergang habe ich noch keine klare Einsicht. Ihr könntet mir's wohl am Besten erzählen, wenn es Euch nicht zu beschwerlich fällt." — „Ganz und gar nicht, mein lieber Anton. Vielmehr macht mir deine Wißbegierde eine große

Freude. Aber wo beginne ich nun? Was hebe ich hervor? Was laß ich fallen? Denn für das Umständliche der Gesammtheit würde dir die Geduld ausgehen und mir die Zeit.“ — „Richtet die Rede ein, wie es Euch beliebt.“ —

„Der gutmüthige König von Baiern hat, wie du weißt, zwar feierlich versprochen, alle herkömmliche Rechte Tirols, und insbesondere auch unsere Religion zu ehren und zu beschützen. Aber die Minister machten es bei diesem Schutze der Kirche, wie der Dornstrauch mit dem Schäflein.“ — „Ah, ich merke schon, was Ihr sagen wollt. Der Herr Frühmesser hat uns in der Predigt das Geschichtlein vom Dornstrauch und Schäflein erzählt; aber er hat eine andere Anwendung davon gemacht: der Dornstrauch sei die Erde, und das Schäflein sei die Seele. Aber nun hab' ich Euch unterbrochen.“ — „Im ersten Jahre seit der Besitznahme Tirols wurde die Kirche wenig beunruhigt: jedoch dieser scheinbare Friede war nur die verborgene Vorbereitung zum Angriffe. Auf einmal flogen, wie zerstörende Bomben, aus dem k. Ministerium Decrete auf Decrete, welche zertrümmernd in die kirchliche Ordnung schlugen: so schon das erste: alle Erlasse des Papstes und alle öffentliche

Verfügungen der Bischöfe seien künftighin ohne königliche Gutheißung ungültig und nichtig.“ — „Demnach hätte der König freilich schon mit dem ersten Griffe den Hirtenstab in der Hand! Er wäre nun Bischof und Papst!“ — „Anton, das würden dir die Gegner nicht zugeben. Die göttliche Macht im Priester rühmen auch sie; diese habe kein König und Kaiser: aber weil die Geistlichen auch Menschen seien, und, ihre hohe Gewalt mißbrauchend, Einrichtungen verordnen können, welche dem Staate schädlich seien: so müsse der Landesfürst, der für das Wohl aller seiner Unterthanen verantwortlich sei, das Recht der Aufsicht haben, und der Verhinderung alles Dessen, was er für nachtheilig erachte.“ — „Am Ende müßte also der Bischof, wenn er einen Priester weihen will, vorher bei den weltlichen Herren um Erlaubniß bitten!“ — „Wirklich hat die Regierung den Bischöfen strengstens verboten, die Priesterweihe Jemanden zu ertheilen, der nicht von den Lehrern der k. Hochschulen das Tauglichkeitszeugniß vorweisen könne.“ — „Also vertraut man den Schulmeistern mehr als den Bischöfen!“ — „So scheint es. Sogar das hirtenämtliche Recht, Kuraten und Pfarrer anzustellen, riß die Re-

gierung an sich: die Bischöfe sollen drei Priester vorschlagen; den Beliebigen ernennt dann der König; und wenn von den Dreien Keiner zusagt, so langt er nach eigenem Gutdünken in die Gesammtheit der Geistlichen hinein, wie in einen Taubenschlag, und zieht Denjenigen hervor, der ihm gefällt.“ — „Wie kann denn aber der König eine geistliche Gewalt ertheilen, die er selbst nicht hat?“ — „Da sagen sie so: jeder Priester habe schon durch die Weihen alle innere Macht zu allen priesterlichen Verrichtungen: der König weise ihm bloß die äußere Stelle an. Doch diese Ansicht widerspricht der kirchlichen Lehre. Vom Bischofe geht nicht bloß die Weihe aus, sondern auch die Sendung: und nur durch Ermächtigung vom Oberhirten wird der Priester Hirt einer Herde.“ — „Aber Herr Simon, nach der neuen Einrichtung kriegen wir königliche Herren statt geistlicher Hirten!“ — „Allerdings. Die Bischöfe selbst werden bloß als höhere Beamte angesehen, als Staatsdiener in Ansehung der Religion, wie Andere in Ansehung des Krieges, der Wissenschaften, der Rechtspflege ꝛc. — Und wie diese Uebrigen ihre Vorschriften von dem Landesfürsten empfangen, so sind auch die Bischöfe an die **königlichen Befehle in geist-**

lichen Angelegenheiten angewiesen: ja, sie wurden aufgefodert, zum Voraus der königlichen Regierung, sie möge, was immer gebieten, einen blinden, unbedingten Gehorsam eidlich zu geloben.“ — „Ha! ha! Das dürfte ja nicht einmal ein gemeiner Mann thun, geschweige denn ein Kirchenfürst! Ich einmal thät's nicht.“ — „Die Bischöfe wollten den pflichtmäßigen Gehorsam für alles Erlaubte beschwören; doch jede Bedingung wurde verworfen. Der Unterthan habe in jedem Falle zu gehorchen, und nie eine Ausnahme zu machen.“ — „Ja, wenn man wüßte, daß nur Rechtmäßiges befohlen würde!“ — „Die Bischöfe protestirten nachdrücklich, und wendeten sich an den Papst. Der h. Vater billigte und belobte ihren Widerstand, und ermahnte sie zur unermüdlichen Ausdauer. Als die Regierung Kunde bekam, so verbot sie sogleich den Bischöfen jede fernere Anfrage in Rom.“ — „Aber so kömmt es doch wieder auf dasselbe hinaus, was ich schon anfangs sagte: der König ist jetzt Bischof und Papst!“ — „Wenigstens will er in seinem Staate die päpstliche und bischöfliche Macht nur als dienstbare Geister dulden, und wagt es, mit weltlicher Hand das geistliche Ruder zu führen.“

— „Ich bin neugierig, wie nun der Streit weiter verlief.“ — „Im vorigen Jahre um diese Zeit wurde der Bischof von Trient, Emmanuel, nach Innsbruck berufen, und etwa zwei Wochen später unser Karl Rudolph, der damals nicht in Chur sich befand, sondern zu Meran. Der Generalcommissär Graf A . . . machte dem Einen wie dem Andern sogleich den freundlichsten Besuch, und erwies ihnen alle gebührende Ehre. Doch wie eine Schlange unter Blumen, rückte unter den Höflichkeiten der politische Versuch hervor, die Bischöfe zum erwünschten Gehorsam gegen den König zu bewegen.“ — „Nehmt es nicht übel, daß ich Euch schon wieder unterbreche: warum wurde denn der Bischof von Brixen nicht auch berufen?“ — „Man weiß es noch nicht genau. Man vermuthet, weil der Domherr, welcher in Brixen die Geschäfte leitet, gegen die Regierung nachgiebiger war, als man billigen kann, deßhalb habe Baiern den Bischof selbst, der doch gegen alles Unkirchliche und Unerlaubte sich ausdrücklich verwahrte, schonender behandeln wollen: Einige sagen, die Regierung habe sich mit einigen kleinern Zugeständnissen eiligst den Schein des Sieges gegeben, um dadurch die Widerspenstigkeit der übrigen Oberhirten in ein desto

klareres Licht zu setzen. Diese scheinen selbst etwas Aehnliches vermuthet zu haben, indem sie ihren Amtsbruder zur Kampfgenossenschaft einluden. Doch Franz Karl lag krank, und einen Stellvertreter wollte Brixen, seiner Ruhe froh, ohne Nothwendigkeit nicht senden.“ — „Wie erging es nun aber den beiden andern Bischöfen in Innsbruck?“ — „Der Generalcommissär bearbeitete Jeden einzeln. Da er Emmanuel's Weichherzigkeit kannte, so schilderte er mit den grellsten Farben die traurigen Folgen einer Fortdauer des Zwiespaltes: ob er verlangen könne, daß die Majestät ihm den Sieg zugestehe und zurücktrete? Er, der Unterthan, möge dem Monarchen das Opfer der eigenen Ansicht bringen: die Verantwortung trage der Landesfürst: wenn dagegen das Gewissen Unzähliger beängstigt, die Seelsorger uneinig, die Gemeinden zerrüttet würden, so falle die ungeheuere Last der ganzen Schuld auf Den, der dazu die Veranlassung gegeben. Emmanuel hörte ihn tief gerührt: doch unter den sanften Wellen zarter Gefühle stand unverrückt der Fels des Charakters. Als Antwort las er dem Grafen das päpstliche Breve vor, und sprach: „Wem soll ich in kirchlichen Angelegenheiten gehorchen — dem Könige oder

dem Papste? Den Befehlen, welche ich als bedauernswerthe Neuerungen betrachten muß, oder den Gesetzen, welche so alt sind, als die Kirche, und die ich eidlich beschworen habe? Kann da noch ein Zweifel obwalten? Sagen Sie selbst, Herr Graf; denn Sie wollen nicht minder, als ich, ein rechtschaffener Mann sein: was würden Sie an meiner Stelle thun?“ — Er faßt bei dieser Frage traulich beide Hände des Grafen, und sieht ihm liebevoll in das Gesicht. Wirklich konnte Dieser die Bewegung des Innern nicht völlig unterdrücken, und erst nach längerem Verstummen riß er sich mit der Bemerkung aus der Verlegenheit, daß denn doch selbst gelehrte Priester unverhohlen die Ansicht aussprächen, die königlichen Foderungen verstoßen durchaus nicht gegen das Wesentliche der Kirche. Als der gelehrte Bischof ihm das Gegentheil nachwies, entschuldigte sich der Generalcommissär, er sei kein Theolog, und könne daher in die Irrgänge dieser Wissenschaft nicht eingehen. Das Scheiden war etwas zurückhaltender, als das Kommen, doch immerhin noch gefällig. Er wiederholte die Besuche, und brachte jedesmal neue Einwürfe, die er aus der Rüstkammer der Aufklärung entlehnte. Doch an dem Demantschilde der kirch-

lichen Wahrheit prallten alle Geschosse ab.“ — „Bei unserem Bischofe kam der weltliche Herr gewiß nicht glücklicher davon!“ — „Er versuchte hier eine andere Art des Angriffs. Auch hier unterließ er zwar keineswegs die höflichsten Ehrenbezeigungen; doch vor dem offenen, kräftigen Gegner glaubte er etwas nachdrücklicher sich aussprechen zu sollen: Karl Rudolph sei ein ausländischer Bischof; nur die hohe Auszeichnung seiner Persönlichkeit habe die ausnahmsweise Duldung seines Hirtenamtes auf einem Theile des baierischen Königreiches veranlaßt und anfangs gerechtfertigt. Wenn jedoch der Bischof von Chur bei den neuerlich dargelegten Grundsätzen beharren würde, so könnten die Maßregeln, zu denen sich die Regierung gezwungen sähe, leider nicht zweifelhaft sein. Den Schluß dieser Rede begleitete der Staatsmann mit einem bedeutungsvoll warnenden Blicke. Karl Rudolph stand in ungetrübter Ruhe ihm gegenüber; ein leises Lächeln erheiterte das ehrwürdige Antlitz: er äußerte gelassen: „Sie wollen mich also durch Schrecken zu meiner Pflicht treiben, wie man die Jugend zu behandeln pflegt?“ Dem Grafen wallte brennendes Roth über die Wangen. Jener fuhr ernster fort: „Die zugestellten Befehle des Königs

kann ich deßhalb nicht vollziehen, weil es Gott verbietet. Wenn Se. Majestät bei dem Oberhaupte der Kirche meine Enthebung von dem tirolischen Antheile meiner Diöcese gesetzlich einleitet, so wird schon dem bloßen Wunsche des h. Vaters augenblicklich meine freie Einwilligung entgegenkommen." — Der Generalcommissär, durch die Würde der Entgegnung etwas betroffen, bat in geschmeidigen Ausdrücken, mit dem Herben seiner Aufträge ja nicht die persönliche Gesinnung zu verwechseln: von Neuem sich in Lobeserhebungen ergießend läßt er die Erklärung folgen: der Rücktritt eines so hoch begabten Kirchenchefs würde für die religiösen Interessen um so beklagenswerther sein, da derselbe als ganz zwecklos erscheinen müßte: denn die allerhöchsten Verordnungen Sr. Majestät seien als unabänderliche zu betrachten, und diese würden daher immerhin für die Diöcese vortheilhafter unter dem alten, geliebten Oberhirten ausgeübt, als unter einem neuen, aufgezwungenen. — Karl Rudolph erwiederte: „Von meinem Rücktritte braucht so lange kein Wort zu fallen, bis der h. Vater ihn will. Keine andere Macht auf Erden kann mich zur Verzichtleistung bewegen, weil keine andere dazu das Recht hat." — „Das war

denn doch eine bischöfliche Antwort!“ rief Anton unterbrechend. Platzer fuhr fort: „Der Generalcommissär verschlang das Bittere, ohne die Miene zu verziehen, und äußerte: mit Vergnügen bemerke er dieses heitere Wegsehen von der bloßen Möglichkeit eines düstern Ausganges: das Gewölk werde sich auflösen, ohne sich zu entladen: bei dem Hochsinne Sr. Majestät und bei dem edeln Herzen des würdigen Bischofs lasse sich eine innere feindliche Richtung gar nicht denken: um die wenigen Mißverständnisse, welche sich äußerlich zwischen Beide geworfen, zu zerstreuen, habe sich die k. Regierung die Gegenwart Sr. Hochwürden erbeten: damit jedoch dieses schöne Ziel so bald als möglich erreicht werde, müsse er, da er selbst kein Gottesgelehrter sei, um die Erlaubniß ersuchen, bei den betreffenden Unterredungen sich durch den hoch verdienten k. Gubernialrath und Professor des Kirchenrechtes, Priester B........ vertreten zu lassen. Karl Rudolph erklärte sich damit zufrieden. Das Gespräch wendete sich jetzt auf zufällige Gegenstände, auf die schönen Oktobertage, auf Innsbrucks großartige und anmuthige Umgebung, und man schied wie von einer gewöhnlichen Höflichkeitsvisite.“ — Anton bemerkte: „Der weltliche

Herr hatte vor den Bischöfen mehr Scheue, als diese vor ihm. Aber mir scheint, nun kömmt ein Gefährlicher.“ — „Schon am folgenden Tage ließ sich der angedrohte Vorkämpfer melden. Der Bischof hatte ihn am letzten Abende auf dem Spaziergange gesehen — eine hohe Gestalt, in blauem Fracke und gelben Nankinpantalons. Jetzt trat er in schwarzer Staatsgalla ein, mit baierischem Ordensbande und mit dem seidenen Doktormantel: in der Hand den zweispitzigen Beamtenhut mit goldenen Quasten. Karl Rudolph näherte sich ihm würdevoll, und begrüßte ihn mit den nachdrücklichen Worten: „Sie also sind Derjenige, welcher Papst und Bischöfe in kirchlichen Rechten eines Bessern belehren will?“ — Der Professor stutzte, faßte sich aber sogleich, und erwiederte: „Ew. bischöfliche Gnaden, die Autorität der Wissenschaft ist die Wahrheit. Wenn ich durch gewissenhafte Studien zu Ueberzeugungen gekommen sein sollte, welche mit denen einzelner Kirchenvorstände nicht übereinstimmen, so würde ich es aufrichtig bedauern, ohne es vor Erlangung einer bessern Einsicht ändern zu können. Denn die Gedanken liegen nicht in unserer Willkühr. Uebrigens bin ich von dem k. Generalcommissariate beauftragt, für etwaige Aufschlüsse

über die Handlungsweise der Regierung mich zu Diensten zu stellen.“ — „Die Handlungsweise der Regierung,“ antwortete der Bischof, „kann mir am allerwenigsten ein Geheimniß sein, da ich sie genugsam erfahre. Doch man erwartet, daß Sie dieselbe, wie allerwärts, auch bei mir rechtfertigen werden. Wollen Sie wirklich den Versuch unternehmen?“ — „Wenigstens bekenne ich unverhohlen, daß ich als Christ und Unterthan die königlichen Maßregeln billige und verehre. Allerdings darf man dieselben nicht mit dem Ueblichen der Vergangenheit vergleichen, sondern man muß sie nach dem Bedürfnisse der Gegenwart bemessen, und nach dem Gesetze der Natur beurtheilen. Die Nachfolger der Apostel schienen jenes große Wort „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ gar zu lange vergessen zu haben, und lieber als den Spruch des leidenden Heilandes eigneten sie sich den des verklärten zu: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ Diejenigen, welche sich Religiose und Geistliche nannten, häuften um sich her die Besitzungen der Familien, praßten in Ueberfluß, prunkten in Glanz, mischten sich in alle Welthändel, zogen alle mögliche Vorrechte an sich, führten die Völker am Gängelbande,

und waren die Vormünder, endlich die Herren der Könige und Kaiser. Eine solche ungeheuere Naturwidrigkeit konnte nicht dauern. Die Morgenröthe der Aufklärung stieg unaufhaltsam empor über die Finsternisse der Zeiten. Die Fürsten erwachten, zerrissen die unwürdigen Bande, befreiten ihre Rechte, und öffneten die Pforten eines neuen Weltalters, wo die Kirche und der Staat aus der unseligen Vermischung sich ausscheiden, um ihre natürliche Gestalt anzunehmen, und ihrer göttlichen Bestimmung gemäß innerhalb ihrer Gränzlinien zur Wohlfahrt der Menschheit zu wirken. Dahin bewegt sich der Gang der Zeit: wer will, wer darf, wer kann sich hemmend ihr entgegenwerfen? Wer sollte nicht freudig und begeistert mit ihr vorwärts schreiten?" — Als der Bischof von dem Abschlusse der Rede überzeugt war, begann er: „Auch Päpste und Bischöfe sind schwache Menschen. Wären unter der Geistlichkeit keine Fehler und Mißbräuche zu finden, so müßte man sich weit mehr verwundern, als über ihr wirkliches Vorhandensein. Gleichwohl bedauere ich, daß selbst Sie, ein gelehrter Priester, die gewöhnliche Verblendung theilen, und das Große und Erhabene jener Jahrhunderte nicht einsehen, wo aus dem

Christenthum den Regierungen eine Erleuchtung zufloß, welche die künstlichen Lampenlichter der Staatsmänner schlecht ersetzen, und eine Kraft, welche der bloßen Natur unmöglich ist. Von Unnatur des Geistlichen im Weltlichen rede man nicht. Auch die erste christliche Gemeinde hat zu den Füßen der Apostel und Diakonen das Geld niedergelegt, und ihnen hat sie die Sorge für ihr Zeitliches übertragen. Die Religion soll der Geist nicht nur für die Seele sein, sondern auch für alles Leibliche: und nicht nur für Familien, sondern auch für Staaten. Erst die unbefangene Zukunft wird den Ausspruch fällen, ob die sogenannte finstere Zeit unter der Leitung des Priesterthums, — oder die sogenannte helle Zeit der Aufklärung den Vorzug verdient, d. h. ob dort oder hier die Menschen besser und glücklicher waren. Doch lassen wir die Vergangenheit. Die Fürsten genießen längst ihre Unabhängigkeit; die Kirche ist so viel als möglich auf das rein Geistliche beschränkt. Aber damit begnügen sie sich nicht. Sie wollen allein herrschen in Allem, somit auch im Heiligen. Die Kirche zu unterjochen und zur bloßen Magd des Staates zu machen, dahinaus gehen die Bestrebungen der Regierungen.“ — Der Professor entgegnete: „der recht-

schaffene, christliche König sei weit entfernt, das Göttliche und Wesentliche der Kirche antasten zu wollen: er rühre an keinen Glaubensartikel und an kein Sacrament: aber derartige Dinge, welche bloß menschlicher Natur seien und Bestandtheile der zeitlichen Angelegenheiten, unter Aufsicht und in Leitung zu nehmen, erheische die Regentenpflicht: so z. B. sei das h. Meßopfer als göttliche Einsetzung anerkannt: aber Zeit, Ort, Zahl, Aufwand — seien äußerliche Zufälligkeiten, und in soferne diese für die Wohlfahrt der Unterthanen nicht gleichgültig seien, unterliegen sie dem Willen des Monarchen.“ — Der Bischof versetzte: „Das Priesterthum an sich selbst gleicht nach diesen Grundsätzen dem Schatze, den man vergraben, dem Auge, das man verbunden hat; dem Leben des Scheintodten, oder jener riesenstarken Königstochter, welche, wie die alte Sage meldet, in angezaubertem Schlafe liegen mußte, bis ein Held kam, und mit dem Schwerte den Bann lös'te. So wäre auch die priesterliche Macht ohne That, ohne Laut, ohne Bewegung, bis das Zepter des Königs sie berührte und in das Leben riefe. Aber in was für ein Leben, wenn Ort, Zeit, Zahl, Eigenthum, alles äußere Thun und Lassen von einem fremden Willen ab-

hängt? Wo auf Erden findet sich eine so drückende und schmähliche Sclaverei, als diejenige, welche hier der Kirche zugedacht wird? Und diese Gewaltthätigkeiten gegen dieselbe nennen Sie ihre Reform und die Zurückführung in ihre gehörigen Gränzlinien? Schauen Sie zurück auf den Ursprung! Hat Christus den Pilatus befragt, oder den Vierfürsten Herodes, wann und wo er das Evangelium verkündigen dürfe? „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen!“ war die Antwort der Apostel gegen das Verbot der weltlichen Regierung nicht nur zu Jerusalem, sondern auf der ganzen Erde. Die Kirche wurde von Christus als eine freie eingesetzt, ausgestattet mit göttlichen Rechten und himmlischen Kräften, und sie hat ihre von der Erde unabhängige Würde gegen alle Mächte und Herrschaften der Welt, gegen alle Verfolgungen der Schlauheit und Gewalt, gegen Ketten und Kerker, gegen Feuer und Schwert — unerschütterlich und unüberwindbar behauptet. Und diese Unabhängigkeit und gottverliehene Freiheit der Kirche nennen Sie etwas Unwesentliches, etwas bloß Menschliches, etwas Zufälliges? Hören Sie ein wichtiges Bekenntniß, das der Feder eines von Ihnen hoch

verehrten Staatsmannes entschlüpfte: „Wie jedes andere alte Holz, ist auch der Stuhl Petri endlich morsch geworden; die päpstlichen Bannblitze sind erloschen; der h. Vater thront nur noch als Schattenbild zu Rom: das Papstthum ging den Weg alles Fleisches, und die Regierungen bestatten es eben zur Erde. Wird sind endlich befreit, und machen eine gute Erbschaft.“ Was sagen Sie zu diesen christlichen Grundsätzen Ihres ehrenwerthen Freundes?“ Der Professor wiegte betroffen und bedenklich den Kopf, während der Bischof den Brief auf den Tisch zurücklegte. Dieser fuhr fort: „Das Ziel aller Beschränkungen des kirchlichen Oberhauptes haben wir eben durch ein klar zeigendes Fernrohr gesehen. So viel also vom Papste. Uns Bischöfe will man nur noch als Räder der Staatsmaschine dulden, die Seelsorger als Klapperstäbe, die Religion selbst nur noch als Bewegungsmittel, wie die Luft der Windmühle. Den weltlichen Herren ist das Christenthum vielfältig abhanden gekommen, und da sie Heiden geworden, so wollen sie auch, wie einst die Heiden, die Religion nur als einen Hebel des Staates betrachten, um damit auf die Masse zu wirken.“ — Der Professor konnte seine Unruhe nicht verber-

gen; ohne aufzublicken, entgegnete er: „Der Staatsmann meinte nicht den Nachfolger des bußfertigen Paulus, sondern des herrschsüchtigen Gregor VII. Nicht das Oberhirtenamt ging zu Grabe, sondern die päpstliche Weltherrschaft. Zudem dürfte die Privatäußerung eines einzelnen Staatsdieners nicht der Regierung als Grundsatz untergeschoben werden. Diese hat ihre Gesinnung nicht Hehl. Sie verlangt bloß das natürliche, also göttliche Recht des Staates, unabhängige, oberste Beherrschung der gesammten Oeffentlichkeit innerhalb ihres Gebietes. Alle Glieder des Leibes gehorchen Einer Vernunft und Einem Willen. Was wäre ein unabhängiger Arm oder Fuß? Unabhängige, öffentliche Gesellschaften innerhalb der großen Staatsgesellschaft machen den Organismus dieser letztern zur ekeln und unglückseligen Mißgestalt. Die göttliche Bestimmung, die nothwendige Einheit, die vernünftige Sicherheit des Königreiches erheischen auch gegen die kirchliche Gesellschaft die Anwendung und Behauptung unveräußerlicher Rechte.“ — Der Bischof lächelte und sprach: „Empfangen Sie meinen herzlichsten Beifall für die eben ausgesprochene Nothwendigkeit der innern Unabhängigkeit des Staates. Gewiß, er wäre sonst

kein Staat, sondern bloß eine Provinz. Aber ist die Freiheit, welche zur Existenz des Staates nothwendig ist, nicht auch für die Existenz der Kirche unentbehrlich? Oder was wird aus der Kirche, wenn sie weltliche Mächte ohne Weihe, ohne Befugniß, meistens sogar ohne Einsicht regieren? Sie würde in eben so viele Stücke zerfallen, als Staaten sind, und nirgends mehr das sein, als was sie Christus eingesetzt hat." — Der Professor erwiederte: „Die Gefahr in der Anwendung auf das Große und Allgemeine läßt sich nicht verkennen. Doch der Eine christliche Glaube wird sich behaupten unter allen Regierungen, wie auch die äußern Einrichtungen und Gebräuche voneinander abweichen. Der Geist der Religion ist unsterblich; ihr Leib muß die Schicksale hinnehmen, welche über ihn kommen. Zwei Unabhängigkeiten innerhalb derselben Gränzen sind unmöglich, und so dulde demüthig die Kirche nach dem Vorbilde ihres göttlichen Gründers, und es herrsche in unbestrittener Hoheit der Staat." — „Nach Ihrer Ansicht wären wir also wirklich in die Zeiten des Heidenthums zurück versetzt, wo die Kirche zum Staate im Verhältnisse des Unterdrückten zum Unterdrücker stand. Doch wie damals, wird auch jetzt die

Verfolgung ihren Zweck nicht erreichen. An die Stelle des greisen Papstes, den man in Frankreich durch den Giftbecher des Grams getödtet, trat, aller Hindernisse ungeachtet, ein männlich kräftiger; das Amt der rechtmäßigen Bischöfe, welche in Kerkern schmachten oder in der Verbannung, verwalten Diejenigen, welche dazu die Vollmacht erhielten: vor den aufgedrungenen Seelsorgern wird das Volk zurückfliehen, wie vor Verpesteten: der Altar wird leer, die Kanzel stumm, die Kirchen werden verödet, der Gottesdienst wird großentheils aus der Oeffentlichkeit verschwinden, und wie in den ersten Zeiten in Privathäuser und geschlossene Säle, in Wälder und Höhlen sich zurückziehen: die Regierung wird mit unsichtbaren Mächten kämpfen, und bloß an der allgemeinen Zerrüttung die Wirkungen des Widerstandes bemerken. Sorgt der Monarch auf diese Art für die öffentliche Wohlfahrt? Und zu einer so Alles zerstörenden und das Heiligste auflösenden Handlungsweise verleitet ein bloß eingebildetes Gespenst — der Wahn von der Unmöglichkeit zweier Unabhängigkeiten nebeneinander. Der Adler hat zwei Flügel, und nur durch die gemeinsame Thätigkeit beider schwingt er sich empor; der Leib hat zwei Hände, und eine jede

hat ihre eigenen Verrichtungen; nicht nur paarweise leben und wandeln freie Menschen nebeneinander: und nur der christliche Staat und die christliche Kirche sollten nicht frei auf demselben Boden bestehen können? Für die Selbständigkeit und Sicherheit des ersten sollte die Knechtschaft und Fesselung der zweiten die unerläßliche Bedingung sein? Ist nicht derselbe Gott das Oberhaupt Beider? Und hat Gott nicht verschiedene Geschäfte Beiden angewiesen? Kann sich nicht Jedes mit der Unabhängigkeit innerhalb seines Kreises begnügen? Bewegen sich nicht die Pulse der Adern nach eigenen Gesetzen, während nach andern die Seele denkt? Nur in der Freiheit gedeihen und erblühen Staat und Kirche, und nur in ihrer Eintracht die Menschheit.“ — Eine Pause folgte. Der Bischof ergriff von Neuem das Wort, und sprach mit Wärme: „Ueberlegen Sie diese Gedanken, und wenn Sie damit einverstanden sind, so verdrängen Sie durch die Wirkungen der neuen Ueberzeugung die Folgen der frühern.“ — „Ich will darüber nachdenken:“ antwortete der Professor, und trat mit Verbeugungen ab.“ — Anton hatte wie athemlos gehorcht, und sich in die Erzählung völlig versenkt; jetzt erst kam er gleichsam wieder zu sich und

sprach: „Herr Simon, das war doch ein merkwürdiger Discurs. Er hat mir aber den Kopf mehr angestrengt, als die hochstudirteste Predigt des Herrn Frühmessers. Hat sich der lutherische Geistliche wohl wirklich bekehrt?“ — Platzer antwortete: „Er ließ sich bei dem Bischofe nicht mehr sehen; auch änderte sich weder seine Lehre noch sein Verhältniß zur Regierung. Es währte nur noch kurze Zeit, da erschien der vorerwähnte Generalcommissär mit ungewöhnlichem Ernste in Begleitung zweier Herren. Er stellte noch einmal die Fruchtlosigkeit des Widerstandes vor und die betrübenden persönlichen Folgen, mit dem Beisatze, diese Erinnerung lasse sich nicht mehr wiederholen. Emmanuel rief: „O lassen Sie uns für Christus und Seine Kirche Verfolgung leiden! Was kann süßer sein auf Erden?“ — Karl Rudolph aber gab zur Antwort: „Uns können Sie binden und bannen, aber nicht das Recht.“ Der Generalcommissär eröffnet die Depesche aus München. Beide Bischöfe sind durch königlichen Befehl ihres Amtes entsetzt. Sie protestiren gegen die Gültigkeit des königlichen Urtheiles. Noch an demselben Tage fuhr eine verschlossene Kutsche den Bischof von Trient gen Salzburg, welche Stadt ihm als

Verbannungsort angewiesen wurde. Eine Stunde nach der Abfahrt stand der zweite Wagen vor dem Gasthause, von dichter Volksmenge umdrängt. Als unser ehrwürdiger Bischof erschien, warfen sich Alle schluchzend auf die Kniee; er segnete sie und sprach: „Betet für die Kirche und für den König!“ Schnell rollte die Kutsche mit ihm davon. Ihm zur Seite saß ein Polizeicommissär, kalt und düster, ohne Laut und ohne Regung. Die Fahrt ging ununterbrochen die ganze Nacht bis Landeck; am folgenden Tage Abends langten sie in Nauders an, dem ersten Orte der Diöcese Chur. Das Volk sah mit Entsetzen die Gefangenschaft des geliebten Hirten. Augen flammten, Fäuste ballten sich. Ein milder Blick und Wink beruhigte den schon ausbrechenden Sturm. Drei Männer schloß die Gemeinde dem Bischofe zur Begleitung und zu jedem Dienste an. Der Abschied war herzzerreißend. Karl Rudolph wünschte durch Vintschgau die Reise fortzusetzen, und durch das Münsterthal nach Graubündten einzulenken. Der Beamte hielt ihm schweigend die unabänderliche Marschroute vor. Sie stiegen also hinter Nauders in das düstere Thal hinab nach Martinsbruck. Dort auf der Gränzbrücke zieht der Polizeicommissär ein Papier aus

der Tasche, schneidet eine wichtige Miene, nimmt eine steife Stellung an, und liest mit einer beim Tosen des Innflusses nothwendigen Markirung der Stimme: „Dem aus dem Königreiche Baiern ausgewiesenen Bischofe von Chur, Karl Rudolph Freiherrn v. Buol-Schauenstein, ist an der Gränze zu eröffnen, daß er, wenn er auf königl. baierischen Boden zurückzukehren wagen sollte, als Staatsverbrecher eingezogen und abgestraft werden müßte.“ Der Beamte faltet sein Papier zusammen, macht eine sich wenig herablassende Verbeugung, und tritt mit dem Gerichtspractikanten, der ihn von Nauders begleitete, den Rückweg an. Karl Rudolph hatte kaum Zeit, ihm zum Abschiede zuzurufen: „Gott sei mit Ihnen!“ Er wanderte nun im Engadein mit seinen drei Begleitern fort, bis nach Tarasp, wo sie in dem Kupucinerhospitium ausruhten. Aller Gegenvorstellungen und Bitten ungeachtet trat er Tags darauf die bei der vorgerückten Jahreszeit bedenkliche Reise über das Scharler-Joch an zu dem Gränzorte Münster, um daselbst für seine Stellvertretung im baierischen Antheile pflichtmäßig zu sorgen. Bis zur Schneelinie war der Weg ohne besondere Beschwerde. Doch bald verlor sich jede Spur seiner Richtung. Mühsam

wälzten sie die Füße durch die Schneemasse, und erschöpft erreichten sie endlich die ersehnte Höhe. Die Sonne war längst untergegangen, das letzte Abendlicht verschwand, und unter den anrollenden Wolken wurde das Dunkel immer schwärzer; nur einige Schritte weit war ein mattes Schimmern der weißen Bedeckung bemerkbar. Das Herabsteigen war nicht bloß durch diesen Umstand beschwerlicher. Denn die Abhänge waren steiler und ungleicher: die Schneeschichten lagen höher übereinander. Sie stürzten und rutschten hinab, und verloren sich voneinander: sie sanken bei jedem Tritte tief ein, oft bis zur Brust. Die Männer brachen in Jammer aus, nicht wegen ihrer selbst, sondern wegen des Bischofs. Doch dieser blieb heiter und unverdrossen; er sprach ihnen heiligen Trost zu, und sang sogar Strophen aus frommen Liedern. Endlich erlosch den Begleitern der letzte Strahl der Hoffnung: sie ließen die Arme auf der Schneefläche liegen, und riefen: „Wir sind verloren! Gott sei uns gnädig!“ Doch der Mann Gottes arbeitete sich, so gut er konnte, aus dem Schneegrabe auf und rief: „Kinder, gutes Muthes! Gott ist ja bei uns; was sollen wir fürchten?“ Und er sang mit laut schallender Stimme in die öde Berges-

stille hinaus einen Psalm voll des Vertrauens auf Gott.“ Anton sprach unterbrechend: „Wahrhaftig, unser Bischof ist ein Heiliger!“ — Platzer fuhr fort: „Wie ein Wunder kam die Hülfe. Ein Bauer aus Münster, der sich ebenfalls verspätet hatte, stieg in der Nähe den Berg hinab. Er hört die Stimme. Er ahnt gefährdete Mitmenschen, und eilt zur Stelle, woher es schallt. Wie verwundert er sich, als er Gesang hört! Er ruft entgegen. Antwort hallt zurück. Schon erreicht er die Erschöpften. Wie staunt er, wie entsetzt er sich, als er den Bischof erkennt. Ehrfurchtsvoll küßt er ihm die Hand, und hilft ihm aus der Tiefe, in die er von Neuem gesunken war. Karl Rudolph sprach: „Freund, dich sendet Gott als unsern Schutzengel! Vollbringe nun mit der Hülfe des Herrn dein Geschäft.“ Vertrauen belebte einen Jeden. Sie überwanden alle Hindernisse, und erreichten um Mitternacht die Pforte des Klosters zu Münster.“ — „Das war doch ein augenscheinliches Wunder!“ rief Anton. Platzer und er waren inzwischen, beinahe ohne des Weges zu achten, im Gebirge fortgeschritten, über pfadlose Steppen und klippiges Gestein, durch Alpen und Wälder, wandelnden Schafhorden begegnend, und Ziegengruppen,

welche am Laube rupften. Jetzt traten sie in eine Au voll blauer Beeren zwischen dichten Blättern. „Der Moosbeerboden! der Moosbeerboden!“ ruft der Geistliche: „o wie oft hab' ich hier Stunden lang genascht! Anton, wir wollen uns aber den Durst zu dem kalten Brunnen dort oben hinter dem Hügel hinauftragen, und daselbst ausruhen. Denn, wie du weißt, hat das ganze Hochgebirg sonst keine Quelle mehr. Sie steigen durch eine Vertiefung empor, und erreichen die ersehnte Stätte. Schon sehen sie unter dem bemoosten Steine das Wässerchen schimmern; schon hören sie das Rieseln und Plätschern; schon stehen sie dabei. Der mittlere Strahl gleitet über den weißen Bast einer gehöhlten Birkenrinde auf den Sand- und Kieselgrund hinab, wo auch das seitwärts niederrauschende Wasser sich sammelt, und sogleich wieder in den Boden versinkt. Zwei Stämme sind vor die Quelle gelegt, und rechts und links ladet der grüne Rasen zum weichen Sitze ein. Hier nehmen unsere Wanderer Platz, einander gegenüber. Ein junger Zirbelhain umschließt sie duftend: Eichhörnlein hüpfen im Gezweige oder nagen an den Nußzapfen. Im Hintergrunde gackert eine Schaar Haselhühner, von denen einige aus dem Gebüsch'

hervortrippelnd sichtbar werden. Bergfinken, durch die Ankunft der Männer verscheucht, flattern wieder heran, und zwitschern um das einzige Wasser der ganzen Umgegend. — Anton zieht aus der tiefen Jackentasche hartes Roggenbrot hervor und geräucherte Würste. Das Blut wallte ruhiger, und jetzt begannen sie mit nie gefühltem Behagen den heftigen Appetit zu stillen, und den lechzenden Durst. Von Zeit zu Zeit knieten sie auf den Stamm, und am Rasen sich stützend schlürften sie freudig am „kalten Brunnen."

Nachdem sich Beide genugsam erquickt fühlten, dankten sie Gott, und gingen weiter. „Der heutige Tag," begann Anton, „ist der glücklichste meines Lebens. Denn solche Geschichten sind mir lieber als Kirchtag und Hochzeit. Wie froh bin ich nun, daß ich endlich den Grund der Sache weiß, und den Hergang erzählen kann. Der Herr Kurat sagte wohl einmal auf der Kanzel nach dem Verkündigen: „Laßt uns für unsern hochwürdigsten, lieben Bischof beten! Er hat Vieles zu leiden!" Er fing an zu weinen und redete nicht weiter: die meisten Leute weinten mit ihm, bis das Höchste Gut ausgesetzt wurde, und die Anbetung anhob. Sie dauerte den ganzen Tag. Wir wußten aber nicht, was dem Bischofe zu-

gestoßen sei; endlich brachte der Anwalt die Nachricht von Schlanders herein, der König habe unsern Bischof abgesetzt, und nun streite man sich, ob es gültig sei. Aber ich bitte Euch, erzählt mir auch noch das Uebrige, denn ich dürste noch weit mehr darnach, als vorher nach dem kalten Brunnen.“ — Platzer nahm jetzt wieder die Erzählung auf:

„Karl Rudolph schickte Eilboten nach allen Seiten aus, und berief einen Ausschuß der Geistlichkeit von Ober- und Untervintschgau zu sich nach Münster. Zahlreicher, als er verlangt hatte, eilten sie, die Gefahr nicht achtend, zu ihrem geächteten Oberhirten heran, und benetzten mit Küssen und Thränen seine Hände. Der ehrwürdige Kirchenfürst hielt hierauf an die Versammlung eine Anrede, worin er ihnen sein ganzes Verhältniß zur Regierung darlegte, und sein Schicksal erzählte: dem Leibe nach sei er nun auf einige Zeit von den geliebten Seelsorgern und Gemeinden des tirolischen Antheiles getrennt: doch seine Seele wohne bei ihnen, und bete für sie. Er bleibe ihr einzig rechtmäßiger Bischof, bis er selbst mit Roms Einwilligung Verzicht leiste. Als bevollmächtigte Stellvertreter ernenne er den Pfarrer Patscheider zu Meran, und den

Pfarrer Schuster zu Schlanders. Alle bloß weltliche Anstellungen von Seelsorgern seien ungültig, und bei königlichen Verordnungen in Betreff der kirchlichen Einrichtungen sollen sie sich hüten, durch freiwillige Nachgiebigkeit der Regierung ein unerlaubtes Zugeständniß zu machen. Am Schlusse warf er sich mit Allen auf die Kniee, und flehte mit lauter Stimme um Starkmuth oder Frieden. Den ergrauten Männern rollten die heißesten Thränen über die Wangen, und sie schieden von ihrem Oberhaupte, wie Kinder von ihrem Vater, der in die Verbannung zieht. — Die erste Bitte schien mehr in Erfüllung zu gehen, als die zweite. Eine Stafette brachte aus Innsbruck den Befehl nach Meran, den Regens des Seminariums, Gottfried Purtscher, augenblicklich zu verhaften. Doch dieser hatte sich schon nach Chur geflüchtet. Er ist des Bischofs einflußreichster, unerschrockener Rathgeber. Königliche Proklamationen erfolgten Schlag auf Schlag: wer mit dem entsetzten und geächteten Bischofe von Chur noch eine Verbindung unterhalte, werde als Staatsverbrecher behandelt: von dem 1. Jänner 1808 an habe der Klerus des ehemaligen Churerantheils dem Bischofe und Consistorium in Augsburg zu gehorchen: jeder

Seelsorger habe das k. Regierungsblatt zu halten, und daraus die allerhöchsten Verordnungen in kirchlichen Angelegenheiten zur Nachachtung zu entnehmen. Solche Verordnungen flogen so zahlreich, wie Zugvögel, heran, z. B. die öffentliche Abbetung des Rosenkranzes und der Lauretanischen Litanei sei verboten: die Rorateämter im Advente und der Gottesdienst in der h. Christnacht verboten; die Bittgänge und Processionen, welche bloß einzelne Gemeinden verlobten, verboten: sogar das Sterbeglöcklein mußte verstummen.“ — „Das ist doch ein heidnisches Regiment!“ rief Anton mit Entrüstung. — „Sind denn bei Euch diese und ähnliche Neuerungen nicht eingeführt worden?“ — „Bei uns blieb Alles im Alten. Der Herr Kurat ließe sich wohl auch lieber martern, als daß er Etwas änderte. In unserem abgelegenen Thale forscht auch Niemand nach. Heute sahen wir bei uns die ersten Soldaten. Aber gehorchen die Geistlichen an der Etsch draußen solchen lutherischen Foderungen?“ — „Wo kein Kirchengesetz sie bindet, befolgen die Meisten den Willen der Regierung: so z. B. halten sie an abgebrachten Feiertagen den Gottesdienst nicht anders als an Werktagen: denn die Kirche hat selbst die Verpflichtung jener Feste

aufgelöst. Manchmal umgehen sie auch eine Vorschrift durch List. Als z. B. der Rosenkranz verboten wurde, foderte der Pfarrer in Algund die Gemeinde auf, drei Rosenkränze hintereinander zu beten. Die Leute staunten über das Begehren ihres Hirten, und gehorchten freudig. Nach einiger Zeit wird der gute Pfarrer zur Rechenschaft gezogen: „Warum beten Sie den Rosenkranz noch immer fort, da er doch von der königlichen Majestät verboten ist?“ — „Mein Herr,“ antwortete der Pfarrer, „wir beten statt des Rosenkranzes den Psalter!“ Der Beamte, der nicht wußte, daß das Ave Maria, 150 Mal gebetet, die 150 Psalmen vertrete, und deßhalb ebenfalls Psalter heiße, stellte sich sogleich einen volltönenden Psalmengesang der ganzen Gemeinde vor, und konnte den Psalmisten von Algund nicht genug mit Lobsprüchen erheben.“ — Anton lachte und sprach: „Dieß war wirklich ein lustiger Spaß!“ — Platzer fuhr fort:

„Jener Beamte war der verhängnißvolle Theodor v. H........, Kreishauptmann zu Bruneck im Pusterthale. Um den Verwirrungen und Stockungen der geistlichen Geschäfte zu steuern, kam er vergangenes Jahr um Weihnachten als Specialcommissär nach Meran. Am Feste des

h. Stephan legte der Stadtpfarrer eben das Meßgewand ab, als ihm der Gerichtsdiener, noch in der Sacristei, ein Decret überreichte. Es war der Befehl, ungesäumt mit dem Stadtklerus bei dem k. Specialcommissäre im Gasthofe zur goldenen Sonne zu erscheinen. Nach Einer Stunde zogen die Geistlichen schon in schwarzem Kleide, 22 an der Zahl, paarweise durch die Stadtgasse zu dem bezeichneten Gasthause. Ein Soldat stand vor der Thüre des Audienzzimmers. Ein Bedienter meldet sie an, und öffnet.

Eine lange Tafel dehnt sich in der Mitte des Zimmers aus. Hinter ihr steht der Staatsmann in schmucker Uniform, mit gekräuselten Haaren, wenn es nicht schon eine Perrücke war, geckenhaft mitten in der Steifheit seiner Gravität. In der Rechten hält er ein Papier; die Linke ruht auf Einer der beiden Pistolen, welche auf dem Tische liegen. Der große ernste Landrichter steht an der Einen Seite, an der andern der galante Secretär. Die Geistlichen stellen sich in einen Halbkreis: voran der Stadtpfarrer Patscheider, ein Greis mit ungebrochener Geisteskraft im siechen, gebeugten Körper. Neben ihm der demüthige, gelehrte Lutz, bischöflicher Rath. Dann

der Studienrector Langes, unter starken Brauen mehr strafend, als furchtsam hervorblickend. Hierauf drei Priester des bischöflichen Seminariums im Talare. Am äußersten Ende der fein gebildete Guardian der Kapuciner, P. B......., das weiche, blühende Gesicht oft gegen den Landrichter, seinen Gönner, wendend. — Auf des Specialcommissärs leisen Wink begann der Secretär die Namenverlesung. Als endlich die Reihe an den Trientner-Beneficiaten, aber in Meran wohnenden Baron v. B.... kam, unterbrach H.— sein bisheriges Stillschweigen. Er war plötzlich aufgeregt und sprach: „Ah, Herr Baron, Sie haben eine höchst liebenswürdige Schwester! Ihre Schönheit bezaubert! Ich war so glücklich, diese Blume Merans an dem Fenster Ihres Hauses zu erblicken! Haben Sie die Gefälligkeit, der anmuthigen Baronesse meinen wärmsten Handkuß zu melden.“ — „Daß man doch so närrisch sein kann!“ sagte Anton, und lachte. — „Das leichtfertige Gesicht faltete die heitere Glätte sogleich wieder zum vorigen Ernste zusammen: doch die Gravität erreichte ihre Vollendung, als nun der Leib sich streckte, die Brust sich herauswölbte, der Kopf sich zurückbog, das Auge sich senkte, und der Mund sich öffnete: er

habe stets mit Treue Sr. Majestät gedient: jede Stufe der Ehre sei daher nur der Vorsprung zur nächsten gewesen, und so stehe er jetzt, durch das allergnädigste Vertrauen des Monarchen ausgezeichnet, als Specialcommissär mit ausgedehnten Vollmachten vor ihnen. Durch den mannigfachen Verkehr mit dem Leben und durch ungewöhnliche Erfahrung habe er sich das Auge des Geistes in dem Grade geschärft, daß er den Menschen auf das Innere sehe und ihren Charakter durchschaue. Auf den ersten Blick erkenne er an den versammelten Herren — Verführte — und — Verführer. Bei diesen Worten schweifte sein Auge langsam an der ganzen Reihe vorüber, vor Einigen, aber gerade vor den Ungeeignetsten, in drohenden Pausen sich fixirend. Seine Anwesenheit sei in der That höchst nothwendig: so sehr hätten Diejenigen, welche Anderen mit dem Gepolter überstrenger Sittenregeln Tag und Nacht das Ohr betäuben, die eigenen, nahe liegenden, heiligsten Berufs- und Unterthanenpflichten umgangen, oder vielmehr mit Füßen getreten. Jedoch die Milde, wozu sein menschenfreundliches Herz auch bei Vergehungen noch geneigt sei, oder die Strenge, die er der Hartnäckigkeit gegenüber fürchterlich zu handhaben

wisse, werde die zerrüttete Ordnung rasch wieder herstellen. Er öffnete jetzt das Papier, und foderte sie auf, den Willen Sr. Majestät zu vernehmen. Er las eine neue Strafpredigt vor, und endlich die Befehle: gänzliche Trennung von dem Bischofe von Chur; Unterwerfung unter den Bischof von Augsburg, und unbedingten Gehorsam für alle königliche Verordnungen feierlich zu geloben, und das Versprechen durch eigenhändige Unterschrift zu bestätigen. Der Stadtpfarrer Patscheider, zuerst zur Folgeleistung aufgerufen, gab zur Antwort: „Was das erste Punctum anbelangt, so hat der hochwürdigste Bischof von Chur noch keine Cession gemacht nach denen canonischen Regul'n“ .... „Schweigen Sie!“ rief der Specialcommissär: „Ihre Grundsätze gehören hundert Jahre zurück, wie Ihre Sprache. Unterschreiben Sie!“ — Der Greis legte die Hand auf das Herz und sprach: „Es ist nicht erlaubt.“ — Zornig winkte der Andere dem Secretäre, den Widerspenstigen aufzuzeichnen, und wendete sich an den geistlichen Rath Lutz: dieser sprach: „Was den zweiten Punkt betrifft, so hat ja der Herr Bischof von Augsburg den tirolischen Chureranttheil vor der Hand abgelehnt“...

„Sie sind ein frecher Lügner! Sie sind nebst dem fanatischen Purtscher der Erzverführer aller Einfältigen.“ — Lutz schüttelte verneinend das Haupt, und verweigerte die Unterschrift. Jetzt kam der Benedictiner Langes, Rector der k. Studienanstalt, zum Worte: „Herr Specialcommissär, ich hatte schon vor einigen Stunden die Ehre, meine Ueberzeugung aufrichtig auszusprechen. Hier wiederhole ich nun öffentlich, daß ich die Bemerkungen meiner beiden Herren Vorgänger theile, und den dritten Punkt nur unter ausdrücklichem Vorbehalte der kirchlichen Rechte unterzeichne.“ — „Sie sind des königlichen Vertrauens nicht würdig! Sie haben die Regierung betrogen! Ich hoffte an Ihnen heute früh einen aufgeklärten, dem Monarchen ergebenen Mann, und fand — einen papistischen Finsterling. Meine Mahnungen blieben fruchtlos, wie ich sehe.“ Langes, zur Unterschrift aufgefodert, erwiederte: „Gegen meine Ueberzeugung kann ich nicht unterschreiben.“ — Ignaz Purtscher, Subregens des Seminariums, würdiger Bruder des Gottfried, ein Mann, so fest wie Granit, gab die kalte Antwort: „Ich finde jede Erklärung für überflüssig. Meine Grundsätze sind bekannt.“ H. — sah ihn mit höhnischer Miene an,

ohne Etwas zu sagen. Anton Tapfer, Professor an dem Seminarium, hielt eine eben so rührende, als überzeugende Rede. Die Entgegnung lautete: „Sie sind ein gutmüthiger, talentvoller Mann. Doch zwischen dem Befehle des Monarchen und dem Gehorsame des Unterthanen öffnet sich kein Mittelweg. Unterschreiben Sie!“ Michael, der Bruder des Vorerwähnten, ebenfalls Professor im Seminarium, trat mit Wärme vor, und sprach: „Ich bin katholischer Priester, und wünsche, für die Kirche mein Blut zu verspritzen!“ — „Albernes Geschwätz!“ versetzte der Specialcommissär, und spielte mit den Fingern an den Manschetten. Der Bejahrteste von Allen, ein Hauskaplan, schlug die dürren Hände zusammen, und sagte mit zitternder Stimme: „Wie sollte ich eine solche Sünde begehen, da ich mit dem Einen Fuße schon im Grabe stehe!“ — „So fahren Sie zum Teufel!“ schrie der Specialcommissär, auf dem Stiefelabsatze sich umdrehend. Als zuletzt die Auffoderung an den P. Guardian erging, zeigte er sich in geschmeidigen Wendungen zur Unterzeichnung bereit, nur bitte er um die Erlaubniß, bei jedem Punkte die zur Beruhigung seines Gewissens nothwendige Bedingung beizufügen. Der Land-

richter warf dem Herrn Nachbar, der eben aufzubrausen anfing, ein Wort in die Wallung, worauf dieser sich plötzlich beruhigte, und den Bescheid gab: „Sie können die Unterschrift aufschieben. Wir sprechen uns noch.“ Nur zwei, wovon der Eine k. Professor war, der Andere ein berüchtigter Auswürfling, unterzeichneten. Die Unternehmung war also völlig gescheitert. Der Specialcommissär stieß die ungebührlichsten Schmähungen aus, und entließ den Klerus mit der Drohung, den Starrsinn, weil er sich nicht beuge, gewaltsam zu brechen. Der Stadtpfarrer Patscheider, der Rath Lutz, und die drei Priester des Seminariums bekamen zugleich schon den Auftrag, ihre Wohnung nicht mehr zu verlassen. —

Sie trafen die nothwendigsten Anstalten; der Vikar Patscheider übertrug seine Vollmacht an den jungen, liebenswürdigen Kooperator v. Carl *). In der Nacht wurden die drei genannten Priester des bischöflichen Seminariums unter Schmähungen und Stößen der protestantischen Soldaten, welche sie begleiteten, nach Vintschgau abgeführt, und im Münsterthale über die Gränze gewiesen. Kaum waren diese aus der Stadt ent-

*) Jetzt Bischof von Chur.

fernt, als schon ein Beamter und ein Gerichtsdiener mit der Laterne den Pfarrer Patscheider und den bischöflichen Rath Lutz durch die Stadtgasse zum Wagen führten. Vier Soldaten umgaben die Gefangenen. Sie fuhren nach Bozen, von wo sogleich Lutz nach Innsbruck in das Servitenkloster deportirt wurde, Patscheider einige Zeit später nach Trient in das Seminarium. Eine nie gesehene Aufregung wallte durch die Bewohner Merans, und verbreitete sich unter das Landvolk.

Der P. Guardian hatte in der Wohnung des Landrichters zu erscheinen. H. — drohte mit Aufhebung des Klosters, wenn er nicht augenblicklich unterschreibe. Der Pater stellte die Unmöglichkeit der Folgeleistung vor, und flehte um Schonung. Der kluge Landrichter machte den Vorschlag: die Bedingungen bloß mündlich vor Zeugen beizusetzen, auf dem Papiere aber einfach zu unterschreiben. Durch die Bestürmungen geängstigt ließ er sich zu dieser Ausflucht bewegen, und ging so in die Falle. Verstört kehrte er in das Kloster zurück, und bekannte den Vorgang. Sogleich kündigten ihm die ältesten Patres den Gehorsam auf, wenn er nicht unverweilt widerrufe. Die ganze Stadt kam in Gährung bei der erschallenden Nachricht, der Guardian

habe unterschrieben; Langes sprach seine nachdrücklichste Mißbilligung der Abfindung aus; der junge Vikar drohte schon mit dem Verbote aller geistlichen Verrichtungen. Der bedrängte Mann schrieb den unzweideutigsten Widerruf, und schickte ihn an das Landgericht. Der Specialcommissär, dem sein Triumphwagen so plötzlich in Trümmern lag, war wie tobend: besonders, da dieselbe Auffoderung, an die Landgeistlichkeit umher gesendet, keinen günstigern Erfolg hatte. Der untergestellte Vikar v. Carl wurde bald entdeckt, und zur großen Betrübniß der Einwohner zuerst nach Bozen transportirt, dann in das Münsterthal an die Gränze. Vorsichtig genug hatte er für diesen Fall schon einen Nachfolger bestimmt. Weil aber auch dieser nicht lange verborgen blieb, wurde der Kunstgriff angewendet: von dem Augenblicke an, wo der bestehende Vikar einberufen oder eingezogen werde, beginne die Amtsthätigkeit des Nachfolgers, so, daß ein Jeder vor Gericht eidlich versichern konnte, er sei nicht der Vikar. So wurde der bischöfliche Stellvertreter dem Gerichte gleichsam ein unsichtbares Wesen. Um so strenger verfuhr man gegen Diejenigen, deren Widerstand offenkundig war. Das Kapucinerkloster wurde, wie ein Räubernest, bei

Nacht überfallen, die Ordensmänner aus den Zellen gerissen, unter empörenden Mißhandlungen auf Wagen geworfen, und nach verschiedenen Verbannungsorten abgeführt. In der ganzen Umgegend wurden die Priester vorgeladen, verhört, mit Strafen belegt, abgesetzt, fortgeschleppt, auf eigene Unkosten eingesperrt, und königlich ernannte Seelsorger traten an ihre Stelle. So übernahm insbesondere der bisherige Professor K... die Pfarrei zu Meran.

Die furchtbare Verwirrung war dadurch noch größer geworden, daß der den baierischen Wünschen nachkriechende Generalvikar in Trient auf Einladung der k. Regierung sich der oberhirtlichen Verwaltung des benachbarten Churerantheils anmaßte. Der neue Pfarrer in Meran, übrigens ein rechtschaffener und gelehrter Mann, jedoch in den kirchlichen Rechten zu wenig bewandert, ließ sich täuschen, hielt die trientnerische Verwaltung für rechtmäßig, und sammelte um sich einen kleinen Anhang von gleich gesinnten Priestern. Somit herrschte nun ein Zwiespalt unter den Geistlichen selbst, und die Regierung wünschte nichts so sehnlich, als die Verstärkung und den Sieg ihrer Partei. Doch diese erlitt eine unvermuthete Niederlage, und

ich war so glücklich, dazu die Vorbereitung zu treffen.“ — „Wie ist Euch denn etwa Dieses gelungen?“ fragte Anton. — „Der Pfarrer war mir, als ich unter ihm studirte, gewogen, und auch noch als Kooperator zu Riffian hatte ich bei ihm freundlichen Zutritt. Ich rieth ihm, die Geistlichen zu versammeln, damit die Streitfrage zur vollen Klarheit entschieden, und wo möglich, die so nothwendige Eintracht hergestellt werde. Er willigte nach einigen Bedenklichkeiten ein. Ich lief selbst von Widdum zu Widdum, und bewog die Seelsorger, obgleich sie die Vorstehung des königlich angestellten Pfarrers zu Meran nicht anerkannten, dennoch bei ihm zu erscheinen. Die Versammlung war zahlreich. Die Widerlegung der trientnerischen Behauptung fiel so schlagend aus, daß der vermeintliche Pfarrer wie betäubt verstummte, und endlich unter einem Ergusse von Thränen rief: „Ich wurde betrogen! Ich wurde betrogen! Ich bin kein rechtmäßiger Pfarrer! Ich lege Alles nieder!“ Die angesehensten Priester trösteten ihn, ohne seinen Vorsatz zu hindern. Tags darauf lief schon seine Suspension aus Chur durch die Stadt. Von Gram gebeugt zog er sich nach St. Josephsberg in die Einsamkeit zurück.“ — Anton versetzte: „Gott sei Dank,

daß er in sich ging! Da ist Euch ein Hauptstreich gelungen!“ — „Ohne Zweifel ist auch diese Unternehmung mein größtes Verbrechen vor den Augen der Gegner, obgleich in dem Decrete, das meine Vergehungen aufzählte, davon nur eine Andeutung stand. Die unrechtmäßigen Geistlichen konnten mir einen solchen Stoß gewiß nicht verzeihen: denn daß ich die Versammlung zu Stande brachte, konnte kein Geheimniß bleiben. Aber der Rücktritt des Vordermannes bewog seine Anhänger keineswegs zu demselben Schritte: die Regierung richtet sie durch Gewaltthätigkeiten zur Zuversicht auf: die Verfolgung sucht sich immer neue Opfer: die Zahl der Eindringlinge wird verstärkt: die Abteien wurden aufgehoben, und die Stiftungen in Beschlag genommen: die Hände der Consistorien werden immer straffer gebunden: die Kirche schmachtet in Gefangenschaft: die Herden ohne Hirten, und Wölfe in ihrer Mitte: die Quellen der Sacramente versiegend: Lebende und Sterbende vergeblich darnach lechzend: Alles, Alles, was unser Bischof in Innsbruck vorhergesagt hat, ist schon hereingebrochen: sein Wort klang wie eine Weissagung. Wer hätte solche Dinge auch nur für möglich gehalten?“ —

Mit diesen Wehklagen war der trauernde Flüchtling mit seinem Begleiter hinein getreten unter die düstern Schatten der öden Hochwaldung. Die Töne hallten dumpf dahin, und die uralten Riesenfichten schienen sie nachzubrummen, die Arme trostlos niederhängend, und grollend der Gegenwart. Kein lebendes Wesen regt sich, kein Lüftchen säuselt, kein Zweig zittert. Die Tritte rauschen schauerlich durch die Grabesstille, und schweigend eilen sie zwischen den Bäumen hindurch wie zwischen Gigantenmumien. Endlich strahlt ihnen das Tageslicht heller entgegen, und Winde fächeln sie an. Der Geistliche eilt voraus, und schon erschallt sein Ruf: „Der Rasen! Die blaue Platte!“ Mit bewegtem Herzen betrachtet er den blaugrauen, flachen Kalkstein, worauf er so oft gesessen, aus Hanffasern sich die Hirtenpeitsche flechtend, oder aus Birkenzweigen ein Körbchen windend, oder aus Haselstäben sich einen Käfig schnitzend. Er wirft sich auf sein voriges Plätzchen, und verliert sich in Träume der harmlosen Jugendzeit. Anton, der inzwischen nachgefolgt war, beschäftigte seinen Geist mit den düstern Bildern der Gegenwart, und dachte über den Ausgang einer solchen Zerrüttung. — Endlich erholte sich Platzer, stand

auf, trat, indem Anton nachging, an den Rand vor, und spähte über die Saugalpe hinab in jener Richtung, wo er die Kommenden vermuthete. Noch sah er Niemand. Die scheidende Sonne setzte auf die Häupter der umherstehenden Berge goldene Kronen, und geschäftige Winde warfen diesen Königen der Natur den Purpur der Abendwolken um die Schultern. Adler flogen mit breiten Schwingen vorüber, um sich auf die Spitzen der Felsenzepter niederzulassen. Aus der wonnig staunenden Betrachtung des Großen und Fernen weckt ihn das mannigfaltige Klingeln der Schellen und das wiederhallende Brüllen der unterhalb heranziehenden Rinder, Kühe und Stiere. In wimmelnder Verwirrung, laufend und hüpfend, kosend und kämpfend bewegen sie sich über den grünen Abhang hinab gegen die rauchende Sennhütte auf der lieblichen Ebene: zwei Hirten folgen gemächlich der Herde, und singen ein Abendlied, wovon nur die Melodie empor dringt bis zu dem nicht geahnten Zuhörer. Er sieht ihnen nach, bis sie unten verschwinden. Nun war Alles so heilig stille! — Das Gemüth des Priesters tauchte unter in den Feierabend der Natur, seliges Vergessen trinkend, und zerfloß gleichsam in das Unendliche! —

Ein Seufzer war der unwillkührliche Ausdruck der Wiederkehr in die beklemmenden Schranken. „Mein lieber Anton, wer da oben diese feierliche Ruhe, diesen heiligen Frieden der Natur in tiefem Herzen fühlt, wie sollte der jene Zwietracht, Feindseligkeit, Verfolgung, Gewaltthätigkeit vermuthen, welche auf den menschlichen Wohnplätzen unten die täglichen Ereignisse bilden?“ — Anton war nicht wenig erfreut, mit ihm endlich wieder anknüpfen zu können. „Herr Simon,“ sprach er, „jedes Gewitter geht vorüber. Der Bischof von Chur, meine ich, wird uns am Ende doch lieber an einen andern Oberhirten überlassen, als diese schreckliche Spaltung und Verwahrlosung länger dulden.“ — „Der edelmüthige Karl Rudolph,“ antwortete Platzer, „hatte längst den Wunsch, dieses Opfer dem Frieden und der Wohlfahrt zu bringen. Jedoch nach den Gesetzen der Kirche darf ein Bischof seine Diöcese, ganz oder theilweise, nur mit Genehmigung des Papstes verlassen und an Andere abtreten. Der heilige Vater hat aber ausdrücklich befohlen, keine Hand breit zu weichen.“ — „Daß der h. Vater recht und weise handelt, muß ich wohl denken; aber, aufrichtig gesagt, erklären kann ich mir diese unerbittliche Strenge

durchaus nicht.“ — „Die Strenge des h. Vaters ist keineswegs unerbittlich. Sobald der König von Baiern sich an den Papst wendet, wird jeder seiner Wünsche, so weit es möglich ist, vollzogen werden. Aber Baiern will, dem Zeitgeiste huldigend, den Papst gänzlich umgehen, und kirchliche Aenderungen, welche nur mit dessen Einwilligung Statt finden dürfen, ohne Anfrage und ohne Rücksicht eigenmächtig unternehmen und ausführen. Wenn der Papst nachgäbe, so würde nicht nur diese oder jene Gemeinde des Seelsorgers beraubt, sondern folgerecht die ganze Christenheit des von Christo eingesetzten Oberhauptes. Denn ein Oberhirt ohne alle Leitung ist doch eben so viel, als kein Oberhirt.“ — „Ah, nun leuchtet es mir ein!“ — „Du siehst also, daß der h. Vater deßhalb dem Bischofe das Nachgeben verbietet, um so die Regierung, welche die fürchterliche Unordnung denn doch nicht wünschen kann, zu zwingen, sich wieder an den Stuhl Petri zu wenden. Und diese Absicht wurde auch wirklich erreicht.“ — „Wie? Was sagt Ihr? So steht der kirchliche Friede in naher Aussicht?“ — „Nachrichten melden, eine Uebereinkunft sei schon getroffen: wir werden an Brixen übergeben: der

Bischof von Chur erhält vom Könige für die freiwillige Verzichtleistung eine Danksagung, und für den Ausfall der Einkünfte eine Entschädigung. Doch die Gerüchte sind niemals trügerischer, als in unruhigen Zeiten. Die Geistlichkeit bekam von Chur noch keine Anzeige dieses wichtigen Ereignisses. Aber auch wenn die Nachricht sich bestätigt, an Frieden und Freundschaft zwischen Staat und Kirche ist deßhalb noch nicht zu denken. Die einzelne Ausgleichung mit Chur durch Rom scheint jedenfalls nur der augenblicklichen Auslangung des Unversöhnlichen nach der Hand des Verhaßten ähnlich, um sich aus den Wellen ziehen zu lassen. Wenn der Staat an Versöhnung dächte, so gäbe er nicht so schlagende Beweise des Gegentheils. Unsere frömmsten und weisesten Priester liegen noch immer gefangen an vielen Orten umher, von der fernen Gränze bei Passau bis hinab in das wälsche Tirol. Wie ich hier auf diesem Berge als Flüchtling stehe, so fliehen gleichzeitig Andere anderwärts, und von den rechtmäßigen Priestern, welche noch wirken, hat keiner einen sichern Augenblick. Die Gewaltthätigkeiten gegen Rechte und Eigenthum schreiten unaufhaltsam und planmäßig fort, und der Grundsatz des unbedingten

Gehorsams in weltlichen und geistlichen Dingen wird so unerschütterlich fest gehalten, daß der Bischof von Trient, der zu einem solchen Eide sich nicht herbeilassen will, und auch laut des päpstlichen Befehles nicht darf, die nachgesuchte Erlaubniß zur Rückkehr nicht erlangte.“ — „Zu bewundern ist nur,“ entgegnete Anton, „die Geduld der Leute!“ — Der Geistliche neigte sich ihm vertraulich zu, und sprach selbst auf dem einsamen Berge mit leiserer Stimme: „Unter uns gesagt, Anton: ich fürchte, ich fürchte, der Ausbruch erfolgt nur um so tobender, je länger sich das Wasser zwischen den Schranken sammelt.“ — „So hat mich meine Vermuthung nicht betrogen. Ich dachte schon lange, ein Aufstand sei möglich.“ — „Die Bauern in der Umgegend von Meran, und besonders in Passeier, halten geheime Zusammenkünfte: sie häufen Pulver auf und gießen Kugeln. Ihr vorzüglichster Sammelplatz ist das Wirthshaus am Sand, und der Wirth hat mir selbst anvertraut, daß die Leute von allen Seiten ihn bestürmen, sich an ihre Spitze zu stellen und loszuschlagen.“ — „Ich habe den seltsamen Mann am vorigen Latscher-Markte kennen gelernt. Bei dem ersten Anblicke lachte ich über seinen wunderlichen Bart: wie

ich aber mit ihm redete, fand ich an ihm einen verständigen, aufrichtigen und redlichen Mann. Wir verkauften ihm zwölf Schafe. Nachdem er uns den Preis ausbezahlt hatte, lud er uns zu einem Glas Wein. Da war nun der bartige Sandwirth so freundlich und fröhlich, daß wir ihn von Herzen lieb gewannen. Besonders aber hat er den Peter ganz für sich eingenommen.“ — „Wodurch denn?“ — „Beim Weggehen sagte er ihm in das Ohr, so, daß ich es auch noch hören konnte: „Buben, seid christlich und brav, und bleibt im Herzen gut österreichisch.“ — Peter fragte ihn leise: „Könnt’ es noch zu Etwas kommen?“ — „Es ist wohl möglich!“ sagte der Sandwirth: sein Auge ward feurig: er drückte und schüttelte uns mächtig die Hand. Seitdem denkt Peter Tag und Nacht an den Krieg.“ — Bei diesen Worten erschallt ein mehrstimmiges Jauchzen seitwärts aus dem Gebüsche herauf. „Sie kommen! Sie kommen!“ ruft Platzer, und Beide jauchzen in derselben Richtung entgegen. Helle Jodler ertönen immer näher. „Dieß ist ja die Stimme meines Vetters!“ sagt der Geistliche. „Wen meint Ihr denn, Herr Simon?“ — „Meinen Vetter von Morter, einen Studenten. Er diente uns Geistlichen als geheimer Zwischen-

bote, und wie ich aus einer Anzeige vor meiner Flucht entnahm, mußte auch er sich verbergen.“ — Wirklich war es der Student. Mit ihm kam Peter und ein Wildschütze. „Vetter, wie kommst denn du hierher? Gott grüße dich! Willkommen, Peter, und auch du!“ So sprach er hastig, einem Jeden die Hand reichend. Sie setzen sich, und vor Allem erzählt nun der Student, wie es ihm ergangen, und wie er hierher kam. „Von dem Herrn D.... am Freitage Abends gewarnt, verbarg ich mich in dessen Wohnung. Vor Tagesanbruch eilte ich nach Riffian, um mit Ihnen zu fliehen. Ich traf Sie nicht mehr an, vermuthete aber, Sie könnten irgendwo in der Nähe sich aufhalten. Ich wollte daher noch abwarten und suchen. Zur Zeit des Gottesdienstes rückte das Militär ein, 50 Mann stark. Die Soldaten waren wüthend, als Sie weder in der Kirche, noch im Widdum, noch sonst wo zu finden waren. Sie kehrten halb Riffian um, durchrannten die Häuser, durchsuchten alle Städel, und mißhandelten die Leute. Der Offizier, der die Truppe befehligte, ließ sogar den Kirchpropst und den Schullehrer ergreifen, und rief vor der Volksmenge: diese Beiden würden so lang' als Geißel in Meran be-

halten, bis sie den versteckten Pfaffen auslieferten. Alle betheuerten und schrieen: „Wir wissen ihn nicht! Wir wissen ihn nicht!“ Da half nichts. Die beiden Gefangenen wurden sogar gebunden, und unter dem Geheule ihrer Weiber und Kinder setzte sich der Zug eben in Bewegung, als der bartige Sandwirth herantritt. Die Leute umdrängten sein Pferd, und klagten ihm ihr Anliegen. Er reitet sogleich dem Offiziere zu, und spricht ihn ernst an: „Herr, was haben diese zwei Männer verschuldet, welche Sie gefangen abführen wollen?“ — „Frage deinen Bocksbart, wenn du es wissen mußt!“ antwortete der Offizier. Der Sandwirth fuhr nun heftig auf: „Bei diesem Barte schwör' ich es, wenn Sie die Männer nicht augenblicklich freilassen, so verklage ich Sie zu Meran, und wenn es nothwendig ist, zu Innsbruck, und wenn es dort nicht auslangt, zu München, und wenn es 1000 fl. kostet, ich ruhe nicht, bis Sie bestraft sind für dieses, eines Offiziers so unwürdige Benehmen. Wir wollen sehen, ob unter dem Könige von Baiern Gerechtigkeit besteht, oder ob wir unter Räubern und Mördern leben. Besinnen Sie sich, was Sie thun. Und wenn Sie mich finden wol-

len, so heiße ich Andreas Hofer, Besitzer und Wirth am Sand in Passeier.“ — Der junge Offizier stutzte, sprach einige Worte mit dem alten Feldwebel, und ritt davon. Dieser winkte hierauf, den Männern die Stricke abzunehmen, und sie frei zu entlassen. Die Soldaten zogen ab. Männer, Weiber und Kinder umjubelten den Sandwirth. „Ander, schlagen wir nicht bald d'rein?“ schrieen sie hier: „Es ist länger nicht mehr auszuhalten!“ riefen sie dort. Der Sandwirth, immer noch auf dem Pferde sitzend, spähte umher, und fragte, ob niemand Fremder zugegen sei? Einige deuteten auf mich unter die Hausthüre hin, wo ich stand. „Ah, der ist ein braver Student! Den kenne ich gut!“ sprach der Sandwirth. Ich trat nun hervor, und sagte, daß ich mich selbst auf der Flucht befinde. Der Sandwirth zog den Geldbeutel hervor, und drückte mir zwei Kronenthaler in die Hand. Hierauf wendete er sich an die Volksmenge, und sprach: „Liebe Brüder, ich will Euch ein Geheimniß anvertrauen. Wir haben an den guten Kaiser Franz nach Wien die Anfrage gesendet, ob es sein Wille sei, daß wir alle diese vertragswidrigen und himmelschreienden Ungerechtigkeiten schweigend

und wie Märtyrer dulden, oder ob wir uns rühren und das Joch abschütteln und wieder österreichisch sein dürfen. Befiehlt uns der Kaiser den Frieden, so bleiben wir ruhig; erlaubt er uns den Krieg, so schlagen wir los! Ist es so recht?“ — „Ja, so ist's recht! Dann schlagen wir los!“ schrieen Alle. „Hoch lebe der Kaiser Franz!“ rief der Sandwirth, und den Hut schwingend ritt er langsam thaleinwärts, während die Menge ihn mit schallendem Vivat auf den Kaiser noch eine geraume Strecke begleitete.“ — Platzer bemerkte: „Alle Wetterzeichen deuten auf einen fürchterlichen Sturm.“ „Ha! ha! dann schieße ich Franzosen und Baiern, statt Hasen und Gemsen!“ rief der Wildschütze. — Der Student fuhr fort: „Ich suchte Sie in Kuens, und hörte, Sie hätten Ihren Weg nach Trient eingeschlagen. Ich eilte der Heimath zu, und staunte nicht wenig, als ich ober Rabland meinen Vater einholte.“ — „Ein seltsames Zusammentreffen!“ versetzte der Geistliche. „Mit ihm wanderte ich nun Ihnen nach. Als die Soldaten schon in Morter erschienen, floh ich auf das Gebirge, und erkundigte mich bei einem Bekannten in Ihrer Heimath um Ihren Aufenthalt und Weg. Ich erfuhr Alles, und

schloß mich diesen Männern an. Ich will mit Ihnen nach Graubündten fliehen, und in Chur weiter studiren, wenn Sie meinen Plan billigen." — Der Geistliche antwortete: „Ich bin vollkommen damit einverstanden." Jetzt erst faßte er den Wildschützen näher ins Auge. Er war ein großer, starker Bursche mit grünen Aufschlägen an der grauen Lodenjacke. Der kurzkrämpige Hut war rund um mit Gemsbart und Federn geziert. „Ich mein', ich muß dich noch kennen. Du bist ja der Michel des Pech-Veit?" — „Der bin ich; wir sind ja miteinander in die Schule gegangen. Ha! ha! man hat mich dort freilich nicht gar oft gesehen!" — „Kannst du also wirklich uns über das Gebirge nach Graubündten führen?" — „Ich kenne alle Wege und Stege der Engadeinerberge so gut, als in unserem Thale. Ich bin schon zwölf Mal dort gewesen, und habe — ha! ha! — Gemsen geholt." — „Bursche, das ist Diebstahl. Das darfst du nicht mehr thun." — „Du hast leicht reden. Ich kann es nicht lassen. Es ist einmal so. Ich ginge dir in die Hölle hinab, und thäte die Gemsen dem Teufel zwischen den Hörnern heraus schießen. Die Beichtväter rumoren frei-

lich immer, und dann zwickt's hier und da: aber dann denk' ich wieder: „Alfanzerei! Auf den Bergen ist Alles frei!“ — „Freund, darüber zu discuriren, finden wir noch Zeit genug.“ — Peter überreicht dem Geistlichen das Geld, und meldet ihm Grüße, sogar von der Mutter. — „Was sagst du? Von der Mutter? Von meiner Mutter?“ — „Sie saß in der Stube, und war völlig bei Verstand: und als ich von Euch erzählte, wie Ihr als Passeirer zu uns gekommen, da lächelte sie, stand auf, und brachte mir ein Glas Wein. Als ich wegging, weinte sie und sagte: Grüße mir den Herrn Simon! Er soll für mich beten!“ — Der Geistliche warf sich ihm an die Brust, und rief unter Thränen: „Laß dich umarmen und küssen für diese himmlische Nachricht! O, nun will ich gerne über Schluchten und Berge wandern! Auf nun, Freunde! Bemerkt ihr nicht, wie es schon dunkel geworden? Gehen wir hinüber zu dem nahen Hofe Blaseneck. Ich bin dort wohl bekannt. Dort wollen wir uns gemeinschaftlich erquicken; und bevor es tagt, treten wir Drei unsere Reise an im Namen Gottes!“ — Alle waren schon aufgestanden. Der Student jo-

delte, Peter jauchzte, der Wildschütze pfiff: der Geistliche und Anton folgten schweigend *).

---

*) Platzer wirkte dann in Chur als Professor, bis er wegen Pulversendungen nach Tirol 1809 von Neuem sich flüchten mußte.

G e d i ch t e.

Stille, Peter schweigte, der Wildschütze pfiff; der Professor und Anton folgten schweigend*).

*) Anton wurde 1808 in Chur als Professor, bis er wegen Volkserhebungen nach Tirol 1809 von Neuem sich flüchten mußte.

I.

Der Beruf.

„Pater Guardian,
Kurzum, es geht nicht an!
Hier nicht erblüht mein Glück;
Gebt mir mein Kleid zurück!“

„Joachim, leichtsinn'ger Junge,
Nicht in gar zu raschem Sprunge
Hüpfe von der Klostermauer:
Oft bringt Uebereilung Trauer.“

„Lang schon bei Tag und Nacht
Hab' ich die Sach' bedacht:
Immer dann kömmt's heraus:
Kutte ab! Frisch nach Haus!“

„Prüfe, ob durch Engelhände
Gott zu anderm Stand' dich wende,

Oder ob's des Satans Schlingen,
Welche deinen Fuß umfingen."

„Nicht nach Sünd' und Lust
Durstet, bei Gott! die Brust:
Stutzen nur, blankes Schwert
Ist's, was mein Herz begehrt."

„Ja, so wirbt der Satan immer:
Erstlich zeigt er Glanz und Schimmer,
Singt dazu dann Lockungslieder.
Fängt er so selbst Klosterbrüder?"

„Wo Ihr Teufel seht,
Mir der Geist Gottes weht!
Bluten für's Vaterland
Ist ja ein heil'ger Stand!"

„Schöner sind doch geist'ge Waffen,
Die der Ewige geschaffen:
Edler ist der Kampf für Seelen;
Größer ist's, das Größte wählen.

„Oft auch dacht' ich dieß;
Käme mir vor, wie Ries',
Mächtig und wunderbar,
Wie noch kein König war!"

„Kannst du mit so hohem Denken
Dich ins Waffenhandwerk senken?
Flüche sind des Lagers Mette:
Zieh' nicht hin aus heil'ger Stätte!“

„Gott treibt selbst dazu!
Wach und in Schlafesruh'
Hör' ich Kanonenschall!
Schlacht seh' ich überall!“

„Nütze jedes der Talente:
Einige das weit Getrennte:
Stehe bei den Kämpferreihen,
Doch durch Wort und Kraft der Weihen!“

„Dieß hat Gott gesagt!
Ha, wie es plötzlich tagt!
Schnell nun verbrennt mein Kleid,
Oder verschenkt's noch heut'!“

„Laß die Zeit in Herzens Tiefen
Erst noch mit dem Senkblei prüfen,
Ob das Schiff die Wasser tragen,
Und die kühne Fahrt zu wagen.“

„Sturm ist Jakob's Ritt!
Feuer der Eremit!

Kapistran wettert ja,
Wie Gott auf Sodoma!“

„Hemme, Sohn, dein irres Schweifen.
Nur in Ruhe kannst du reifen.
Sammle dich, und laß im Stillen
Deine Seele Gott erfüllen!“

II.

Das Kontingent der Kapuciner im Jahre 1809.

Laut klopft es an die Zellenthür.
„Ave Maria! — Ah — seid's Ihr?
Was ist der Wunsch, Herr Kommandant?“
Darauf der biedre Wirth am Sand':

„Ehrwürdiger Provinzial,
Das Land bringt Opfer ohne Zahl:
Der Reiche gibt sein Geld und Gut,
Das Weib den Mann, der Mann sein Blut:

Die Aeltern geben hin das Kind,
Ob's Ein Sohn, ob es mehre sind.
Ein Jeder gibt in ganz Tirol:
Was gebt nun Ihr dem Landeswohl?“

„Wir Kapuciner sind geweiht
Der Armuth und der Einsamkeit.

*

Wir haben nichts, als das Gebet,
Wenn Gott und Ihr es nicht verschmäht."

„So leichten Handels geht's nicht an!
Ihr Ordensleut', stellt Euern Mann!" —
„Herr Kommandant, wie kann dieß sein?"
Der Sandwirth öffnet: „Jetzt herein!"

Eintritt ein Pater feur'ger Art,
Von hellem Aug', mit rothem Bart.
„Den gebt!" ruft er mit lauter Stimm':
Gebt uns den Pater Joachim!"

Und Joachim liegt auf den Knie'n:
Und langsam breitet über ihn
Der Greis mit sinnendem Gesicht
Die Hände segnend aus, und spricht:

„Wohlan! Gott ruft Dich offenbar.
So theile Mühe und Gefahr
Mit unsern Brüdern. Sei ihr Hort
Durch Christi Kraft und heil'ges Wort.

Dem Feind' auch werd' ein milder Schutz:
Beug' oder brich den starren Trutz:
In Allem stehe Allen bei,
Ob's Freund, ob's Feind, Leib, Seele sei!

So geh' durch Kugeln unversehrt,
Mit diesem Kreuze da bewehrt:
Dich segne, Der Dich ziehen heißt,
Der Vater, Sohn und Heil'ge Geist!“

Horch, wie Kanonendonner schallt!
Auffspringt, von Gluthen überwallt,
Der Pater jetzt: „Fort, fort zum Streit'!“
„Ja, ja,“ sagt Hofer, „nun ist's Zeit!“

III.

Der Feldpater.

I.

Im Unterland' in der Schenke
Sitzt Held Speckbacher schon lang,
Und erzählet lustige Schwänke
Bei fröhlichem Gläserklang.

Es lachen die Kameraden,
Das Glas stäts in der Hand;
Es hangen, meist ungeladen,
Die Stutzen umher an der Wand.

Da tritt um die zwölfte Stunde
Der Kapuciner ein;
Grimm zucket ihm vom Munde,
Vom Aug' sprüht Blitzesschein.

„Da sitzt ja mit seinem Stabe
Der tapfere General!

Was kümmert ihn Rossegetrabe,
Und Waffengefunkel durch's Thal?

Du Kommandant der Säufer!
Du neuer Gideon!
Ihr Vaterlands-Verkäufer
Um schnöden Bacchus-Lohn!"

Speckbacher hebt stehend die größte
Der Flaschen auf vom Tisch':
Da mahnen sich blinzelnd die Gäste
Zur Stille mit leisem Gezisch'.

„Sanct Gideon, wie ich meine,
Trank Wasser mit seiner Schaar:
Wir — halten es mit dem Weine,
Und sind schlechter um kein Haar!

Sanct Gideon soll leben!
Trink aus, du Gideons-Heer!
Der Feind muß sich ergeben,
Sind erst nur die Gläser leer!"

Und er trinkt die Flasche zum Grunde,
Und schleudert sie an die Wand:
„Sanct Gideon!" schallt's in die Runde,
Indessen der Pater verschwand.

II.

Beim ersten Morgengrauen
Schlägt der Held die Augen empor:
Ha, wie sie starrend schauen,
Als schwebt' ein Gespenst ihm vor:

Als läg' er vom Alp gedrücket,
So ringt er umsonst mit Gestöhn.
„Zum Teufel!“ Vergebens! Umstricket
Muß er schon seine Glieder seh'n.

„So wärst Du nun endlich gefangen,
Du Simson von Tirol!
Zu München wirst Du gehangen
Zu Deines Landes Wohl!“

Speckbacher knirscht, und suchend
Wirft rings er umher den Blick:
Dann rüttelt und reißt er fluchend,
Doch umsonst, am mächt'gen Strick.

Die Baiern lachen zusammen,
Und halten ihn leicht auf die Bank,
Bis brummend: „In Gottes Namen!“
Er endlich zurücke sank.

„Ei sagt mir,“ sprach er dann leise,
„Wie's mit unsern Leuten steht? —
O Rothbart, du mahntest mich weise!
Doch die Reue folgt nun zu spät!“

Jetzt wirft der Soldat, der gesprochen,
Hinweg den Mantel und Helm:
„Speckbacher, Dein Rausch ist gerochen!
Laß Dich nun umarmen, Du Schelm!“

Gerührt sehn's an die Krieger,
Die der Rothbart fing in der Nacht:
Beim Jubel eindringender Sieger
Wird der Held wieder frei gemacht.

IV.

Der Kommandostab.

Hei, wie treibt der Rothbart
Mit dem Antonistab'
Marschall und Soldaten
Durch das Thal hinab!

Durch die Dörfer schwingt er
Hoch des Stabes Bild:
„Auf! Sanct Anton führt uns!
Gott ist unser Schild!“

Sieht er in den Schenken
Schützen laß beim Wein',
Schlägt er mit dem Stocke
Fenster und Flaschen ein!

Anton reißt, wie Sturmwind,
Alles mit sich fort,
Und gleichzeitig ist er
An verschiedenem Ort.

Feinde seh'n sein Nahen
Nur mit scheuem Blick',
Ja, ihn fühlen keuchend
Manche am Genick'.

Wie ein Schlagbaum wirft sich
Oft die Ruthe vor:
„Halt! Ihr seid gefangen!
He da, nehmt dieß Korps!“

Und er ruft dem Marschall:
„Riese Goliath,
Lauf' vor David's Stecken
Dich nicht todesmatt!“

Doch der Marschall legte
Einen Hinterhalt,
Daß es wie Hexenwetter
Auf die Schützen knallt.

Und dem Pater zersplittert
Hier das Bild ein Schuß:
„Ha, es flog zum Kuckuck
Mein Antonius!“

Bei dem Unglückszeichen
Rüttelt All' ein Grau'n;

Er — mit fliegender Kutte
Springt dort über den Zaun:

Und er reißt ein Feldkreuz
Los mit starker Hand:
„Seht, nun ist der Größ're
Unser Kommandant!

Keine Kugel trifft mehr!
Nach, wer's christlich meint!“
Unter schallendem Jubel
Stürmt er auf den Feind:

Und mit Flammen im Auge,
Mit dem Kreuz in der Faust,
Mitten in zuckendem Feuer,
Rings von Kugeln umsaust,

Wirft er unaufhaltsam
Ueber den Schönberg jäh
Rollenden Falles den Marschall
Und die ganze Armee:

Etwa wie einst Sanct Michel
Von dem himmlischen Sitz
Niederstürzte die Geister,
Schrecklich mit Donner und Blitz.

V.

Der Zweikampf.

Einen Zweikampf sing' ich Euch,
Dem fürwahr kein and'rer gleich.
  Hört, wie sich's begeben:
  So erzähl' ich's eben.

Bei dem Winkelwirth in Hall
Tranken Offizier' einmal:
  Anno fünf war's: Ehre
  Ney und seinem Heere.

Und sie sprachen von Tirol,
Gute Schützen hab' es wohl;
  Doch dem Feinde stehe
  Keiner in der Nähe.

Gegenüber sitzt Hanns Rott,
Jung und stark, wie Waffengott:

Seht beim Ohrenspitzen
Seine Augen blitzen!

Hält's nicht lang, und unterbricht:
„Die Tiroler kennt ihr nicht:
Einer fünf Franzosen!
Wetten wir die Hosen!“

„Bube, zieh' die Zunge ein,
Soll sie nicht gespalten sein!
Auf die Kniee sanken
Alle vor fünf Franken.“

„Herr'n, den Kamm nicht gar zu hoch!
Wißt, daß ich schon Pulver roch.
Euch war ein Verräther
Schlüsselmann Sanct Peter!

Eures Glück's genießet still;
Denn sobald Tirol nur will,
Steckt, wie Mäuse, alle
Ihr ja in der Falle.

Und wenn Ihr mir's nochmal sagt,
Daß sich Keiner nahe wagt,
Tret' ich hin, und schreibe
Antwort auf dem Leibe.“

„Schurke, nimm die Feder hier!“
Ruft ergrimmt ein Offizier,
In den Mund erbleichend,
Einen Degen reichend.

Zu dem schallenden Geschrei
Drängten Viele sich herbei,
Herren so wie Bauern,
Sehen d'rein mit Schauern.

Rott probirt den Degengriff,
Fühlt, wie man die Klinge schliff,
Und bei ihrem Schwenken
Scheint er was zu denken.

Die Soldaten lächeln jetzt:
„Bursch', eh' dich mein Freund zerfetzt,
Dir den Mund zu schließen,
Wirf dich ihm zu Füßen.“

Hei, wie zuckt da Rott empor!
„Wenig liegt an Hand und Ohr:
G'nug gibt's solcher Dinge.
Doch nehmt eure Klinge.“

Und er langt nach seinem Hut.
„Kerl, für deinen Uebermuth

So nicht von der Stätte!
Zweikampf oder Kette!“

„Da verstandest du mich schlecht.
Fang 'mal an nun das Gefecht!
Mit dem Hut erdrücken
Wir ja meist die Mücken.“

„Mit dem Filze? Bist du toll?
Doch du willst es! Nun so soll,
Um am Platz zu liegen,
Kopf in Hut entfliegen.“

Doch nun wird die Menge laut.
„Haltet ab ihn, eh' er haut!“
Wirth und Wirthinn flehen:
„Herr'n, laßt's nicht geschehen!“

„Sorgt für Rott nicht und den Strauß!
Wer hineinkömmt, fliegt hinaus!“
Vor den Thüren spreitzen
Degen sich in Kreuzen.

Trippelnd wiegt sich der Franzos,
Spähet — stampft — ha, jetzt der Stoß —
Flugs der Hut entgegen —
D'rinnen steckt der Degen!

Und zerbrochen fällt der Stahl,
Und den Kriegsmann durch den Saal
Werfen Riesenhände
Weithin an die Wände.

Auf dem Boden ächzt er leis';
Ihn umschließt der Seinen Kreis.
Jubel und Gelächter
Grüßen unsern Fechter.

Degens Trümmer schleudert er
Aus dem Fenster, trinkt noch leer,
Und entfernt sich singend,
Und sein Hütlein schwingend!

VI.

Der Gefangene.

Der Baier schießt, der Schuß ging fehl;
Der Bauer schwenkt den Hut:
„Ich aber triff Dich, meiner Seel'!“
Schon fließt des Baiern Blut.

Die Feinde laufen rings davon,
Der Wunde bleibt allein.
„Bei Jesus Christ, gib mir Pardon!
Zerschmettert ist das Bein!“

Dem Sieger wird das Auge feucht;
Er sitzt zu ihm ins Gras,
Verbindet ihm den Fuß, und reicht
Sein blechumzog'nes Glas.

Der Arme trinkt, der Arme blickt
So seelenvoll ihn an,
Indeß die Hand ihm Jener drückt:
„Verzeih', was ich gethan!“

Sie sitzen, wie ein Brüderpaar,
Sich labend unter'm Baum:
Weit fort entschwand der Kämpfer Schaar:
Man hört das Knallen kaum.

„Doch sage mir, du milder Held,
Was wird mit mir gescheh'n?“ —
„Siehst du dort droben hoch im Feld
Drei weiße Häuser steh'n?

Im mittlern hab' ich Weib und Kind,
Den alten Vater auch.
Mir scheint, daß sie bei Tische sind:
Denn wirbelnd steigt der Rauch.

Ich trage dich nun dort hinauf;
Die Wunde pflegt mein Weib.
Ein Reisegeldchen kriegst du d'rauf:
Gefällt's bei uns, so bleib.“

Und auf den Rücken hebt er ihn,
Und tragt ihn durch's Gebüsch,
Durch dunkeln Wald, durch Wiesengrün,
Zu Quellen, rein und frisch.

Die Sonne sank, der Schatten stieg
Herauf schon von dem Thal,

Und auf das Haus, wo Alles schwieg,
Warf schon der Mond den Strahl.

Da klopft er pochend an die Thür.
Rasch fliegt sie auf: „Mein Mann!“
„Mein Weib, gib uns ein Nachtquartier!“
Sie starrt auf sie hinan.

Der Alte selbst kömmt jetzt herbei,
Gestützt auf seinen Stab;
Die Knaben laufen mit Geschrei
Im Hemdchen stufenab.

Muskete, Stutzen, Bajonnet
Entraffen sie der Hand:
Der Krieger beut noch das Casquet;
Sie weichen scheu zur Wand.

Der Vater reicht's, sie greifen zu,
Die Tasche auch wird leer.
Bald legte sich der Gast zur Ruh',
Als wenn's die Heimath wär'!

Bald ging er in Passeirer-Tracht,
Und sprach zuletzt, wie sie:
Nur Eins ward freundlich stäts belacht:
Sein herrisch spitzes Knie.

VII.

Der Gast.

Euch Allen ist doch wohl bekannt
Das Dorf Landeck im Oberland'?
Dort lag einmal im Jahre neun
Der Feind; man mußte ruhig sein.

Da lag ein wack'rer Offizier
Bei einem Krämer im Quartier.
Die Hausfrau drehte sich gar flink,
Die Dirne auch nach ihrem Wink.

Im Hause war es rein und nett,
Behaglich war ihm Tisch und Bett;
Nur frohe Blicke sah der Gast:
Wie wohlig war ihm da die Rast!

So ging der dritte Tag dahin.
Nacht war's. Hell brennt es im Kamin'.

Die Mutter und die Dirne spinnt;
Längst schläft im Bettlein jedes Kind.

Die Männer sitzen vor dem Krug',
Und war er leer, er steht im Flug
Von Neuem da gefüllt mit Wein:
Die Hausfrau schenkte hurtig ein.

Der Gatte qualmt ihr ins Gesicht,
Daß sie den Rauch vom Auge ficht:
Sonst wird, vom Glase nur gestört,
Der Kriegsmann ruhig angehört:

Durch welche Länder er marschirt,
Und wo und wie er avancirt:
Mit Kreide zeichnet er bedacht
Den ganzen Plan der grausen Schlacht.

Der Hausherr schaut und horcht gespannt,
Hält starr das Pfeifchen in der Hand,
Ruft manchmal nur: „Potz Element!“
Und trinkt und zündet, bis es brennt.

„Ein Schuß!“ Sie springen All' empor,
Steh'n athemlos, es lauscht das Ohr:
Dumpf tost der Inn, wild braust der Sturm:
Die eilfte Stunde dröhnt vom Thurm'.

„Herr, Glocke war es oder Fluß!“
„Mag sein. Vorkam's mir wie ein Schuß.“
„Herr, seht, wie sind die Weiber blaß!
Auf diesen Schrecken nun ein Glas!“

Sie stoßen an, sie setzen sich.
„Wie ging's nun, als der Gegner wich?“
Und während er im Pfeifchen bohrt,
Fährt Jener zu erzählen fort:

„Die Flucht war List! Nun ging's erst los.
Horcht, horcht! Wie's deutlich mehrmal schoß!“
Aufspringend wirft er sich ins Kleid;
Schon tobt der Lärm, die Trommel schreit.

Kaum hat er Helm und Schwert erfaßt,
Da stürzt herein in wilder Hast
Ein Bauernpaar: „Wo Euer Mann?“
Und finster seh'n den Feind sie an.

Er achtet's nicht, reißt auf die Thür:
„Halt, bist gefangen, Offizier!“
„Zurück, ihr Schurken!“ Kampf, Geschrei!
Da eilt der Hauspatron herbei:

Mit Säbel, Stutzen, Schützenhut:
„Was gibt's? Vergießt mir da kein Blut!

Das Pulver, das ich zugesagt,
Zeigt Euch in Kellers Grund die Magd.

Den Herrn da könn't Ihr mir vertrau'n!“
Sie lassen los, zähnknirschend schau'n
Sie von der Schwelle noch zurück.
„Mein Pulver, Herr, ist Euer Glück!“

„Tod war mir lieber, als Pardon!
Euch aber, braver Hauspatron,
Ergeb' ich nun mich ohne Streit.
Ihr habt von Schurken mich befreit!“

„Und soll ein größ'rer Schurke sein?“
„Mein guter Herr, was fällt Euch ein?
Auf immer wär' mein Haus entehrt!
Ihr seid als Gast hier eingekehrt.

Doch hört, wie's Sturmgeläute schallt!
Wie's dicht schon von der Brücke knallt!
Kommt, eilen wir zum Kampfe fort!“
Der Baier staunt, und spricht kein Wort.

Indeß der Biedre sich besprengt
Beim Weihbrunnkruge, weint und hängt
An seinem Hals das Weib. „Nun laßt
Mit Gott uns geh'n, mein werther Gast!“

Sie zieh'n des Weg's. Der Schütze spricht:
„Euch fodert dorthin jetzt die Pflicht,
Mich ruft sie da hinauf. Lebt wohl!
Gott führ' Euch glücklich aus Tirol!"

Er schwindet in die Nacht sogleich;
Der Krieger steht, sein Herz ist weich;
Doch rafft er auf sich vom Gefühl',
Und stürzt sich in das Kampfgewühl.

VIII.

Der Knabe und die Spionen.

Es zog einst ein Spionenpaar
Den öden Weg entlang;
Da kömmt ein Knab' mit blondem Haar',
Und rosenrother Wang'.

„He Bube, ist dein Vater zu Haus'?“ —
„Wenn's wundert, schaue nach!“
„Er zog wohl mit den Schützen aus?“
„Wer's nicht thut, den trifft Schmach!“

„Weint nicht die Mutter die Augen roth,
Und wird ihr Gesicht nicht bleich?
Und bebt sie nicht vor Vaters Tod
Und grollt auf Oesterreich?“

„Die Mutter ist beklommen wohl:
Doch bei jedem Rosenkranz'

Da betet sie um Sieg für Tirol,
Und für den Kaiser Franz.“

„So wachsest schlimm auch du heran
Zum trotzigen Rebell:
Doch schwör' dich Baiern unterthan
Auf immer hier zur Stell'.“

Und wie der Knabe höhnisch lacht,
Ergreift er ihn im Nu,
Und schwinget ihn mit Mannesmacht
Vom Fels dem Flusse zu.

„Du Höllenbub' nun schwör' und sprich,
Sonst ist's mit dir vorbei:
Ich werde niemals kaiserlich,
So Gott mir gnädig sei!“

Der Knabe zappelt in der Luft,
Und hält am Bart' sich fest:
Und wie er auch um Hülfe ruft,
Der Schwur wird nicht erpreßt.

Da zieht der And're ihn herab
Aus Kamerades Arm:
„Dieß ist der allerbravste Knab';
Entlaß ihn ohne Harm.“

*

Und wie der Knabe edler Art
Am Boden keuchend stand,
Da hatte er den Backenbart
Des Feindes in der Hand.

IX.

Der Transport.

Dort in hellem Mondschein,
An dem See dahin,
Siehst du es, wie Nebel,
Trüb' und langsam zieh'n.

Ei, das sind ja Krieger!
Aber ohne Wehr',
Ohne flatternd Fähnlein,
Stumm, wie Geisterheer.

Und voran dem Zuge
Geh'n zwei Knaben gar,
Stutzen auf den Schultern:
Hm, wie wunderbar!

Wo denn sind die Väter?
Die Erwachs'nen all?

Waren erst gekommen
Mit Pfeife und Trommelschall.

Eh' sie selber aßen,
Theilten sie Milch und Brot
Unter die Gefang'nen;
's that den Armen Noth.

Und der Hauptmann ordnet
Schützen zum Transport:
Sieh, da nah'n zwei Knaben,
Einer führt das Wort:

„Ihr seid all' ermüdet;
Legt euch 'mal zur Ruh':
Die Gefang'nen führen
Wir dem Orte zu.“

„Bravo! bravo!“ schallt es
Rings im dichten Kreis;
„Ein Transport wird dieser,
Wie man keinen weiß!“

Und die beiden Väter,
Eh' der Hauptmann fragt,
Reichen schon den Söhnen
Die Stutzen unverzagt.

Und die schönsten Federn
Steckt man auf ihren Hut;
Heftet gar Medaillen
An die Brust voll Muth.

Und mit vollen Gläsern
Kömmt der Wirth herbei:
Vivat trinken die Burschen
Unter Jubelgeschrei.

Selbst die Mütter lächeln,
Obgleich die Zähre rinnt:
Und jedwede segnet
Von Stirn zu Herz ihr Kind.

Und die Knaben treten
Vorne an den Zug,
Während mancher Krieger
Das Auge niederschlug.

Abendglocke klingt nun;
Rings ist's still und stumm;
Thal und Berg und Himmel
Wird ein Heiligthum.

Wie es ausgeklungen,
Rufen die Jungen beid':

„Vorwärts! Marsch!“ und schreiten,
Daß es die Alten freut.

Die Soldaten folgten
Nach mit stillem Grau'n:
Schrecklicher als Kämpfe
War dieß Selbstvertrau'n.

Die Natur war selber
Mit dem Volk' im Bund:
Zauberte Mann und Waffen,
Wo ein Wäldchen stund:

Zauberte dumpfe Stimmen
Aus dem Hinterhalt,
Wo des Sees Plätschern
An das Ufer wallt.

Schaurig weht der Nachtwind
Hinter den Feinden her,
Wie wenn es der Odem
Vom Landesgeiste wär'.

Wie zu beiden Seiten
Felsenberge steh'n,
Und als Riesenwächter
Drohend niederseh'n!

D'rum an unſ're Knaben
Legt ſich keine Hand;
Furcht hielt auch die Füße;
Kein Soldat verſchwand.

So durch ſchaur'gen Dämmer
Bewegte ſich der Gang,
Bis ſie nah'n dem Ziele:
Die eilfte Stunde klang.

Die unzähl'gen Häuſer
Alle ſind erhellt,
Und es flimmert weitum,
Wie am Himmelszelt'.

Viele, viele Männer
Steh'n ſchon harrend da:
Hei, das war ein Klatſchen,
Als man die Führer ſah!

„Zählt ſie! Vierzehnhundert
Müſſen beiſammen ſein!
Gute Nacht! Wir eilen
Heim im Mondesſchein.“

Bald dann auf dem Strohe
Mancher Baier ſpricht:

„Diese Transportirung
Vergess' ich mein Lebtag nicht!“

D'rauf antworten And're:
„Kennt ihr nun Tirol?
Welch' ein Völklein! Daß dich,
Korse, der Teufel hol'!“

X.

Das Gebet.

Schaue, dort im Dorfe Kappel,
Mitten im Patznauner-Thale,
Knieen Greise, Weiber, Kinder
Bei dem hehren Opfermahle.
Wo sind Jünglinge und Männer?
Machen sie sich's nicht zu Nutzen? —
Draußen an des Thales Mündung
Steh'n sie mit gelad'nen Stutzen.

Wie der Priester nach der Messe
Beiderseits Weihwasser sprenget,
Stürzt herbei ein schlanker Knabe,
Dem der Schweiß vom Haare hänget.
Keuchend steht er, und der Priester
Hält den nassen Wedel inne:
„Kam der Feind? Hob an das Kämpfen?
Weiß man schon, wer es gewinne?“

Und der Knabe nickt zum Ersten,
Und er schüttelt „Nein“ auf's Zweite.
Hei, wie lauschend, hei, wie zitternd
Drängen sich umher die Leute!
„Knallt es oben? knallt es unten?“
„Herr, man hört es üb'rall krachen!
Wildbach, Donner und die Lahne
Sind dagegen nur zum Lachen!“

„Junge, wer hat dich gesendet?“ —
„Schützen, die in Wald noch lagen:
Auswärts liefen sie zum Kampfe,
Einwärts ich, es anzusagen.“
„Lauf nach Kappel!“ rief mir Einer:
„Kannst die Messe noch erreichen!
Sollen in der Kirche bleiben,
Bis die Feinde vor uns weichen!“

„Gott vergelt' es, braver Junge,
Der so guten Rath uns bringet.
Laßt uns nun den Himmel bitten,
Bis er uns den Feind bezwinget!“
„Beten! beten!“ hört man's flüstern
Hundertfach aus dem Gedränge:
Zum Gebete rufen mahnend
Weithin schon die Glockenklänge.

Wie mit buntem Blumenwalde
Schon sich der Altar verschönte!
Wie's, gleich Sternen um den Mond her,
Flimmert rings beim Sacramente!
Wie das Volk von Dorf und Halden
Fort und fort sich dichter reihet!
Wie es immer lauter schallet:
„Hochgelobt! Gebenedeiet!“

Wie am Fels des Baches Rauschen
In gewalt'gem Rhythmusschlage,
Schallet der Gebete Wechsel
Ohne Rast bis zu Mittage.
Ohne Feuer steh'n die Herde,
Oede steh'n die Häuser, Hütten:
Starke kämpfen mit den Waffen,
Schwache kämpfen durch die Bitten.

Widerstehen Feind und Himmel
Länger dem Gebet und Muthe?
Ha, dort kommt heran ein Schütze —
An dem Arme roth vom Blute.
Ach, hinsinkt er an die Pforte,
Eh' die Nächsten ihn erfassen:
Priester nur und Meßner beten;
Die Gesichter all' erblassen.

Jener, sich erholend, spricht nun:
„Gott, der Herr, sei unser Retter!
Leichter, als die Zahl der Feinde,
Zählet Ihr des Waldes Blätter.
Von dem Feuer der Musketen
Scheint der ganze Berg zu brennen.
Langsam weichen uns're Leute;
Rettung würd' ich Wunder nennen.

Seht, ob an den Rand des Himmels
Noch nicht Flammenpfeile schießen?
O, dann denkt, daß Bajonnette
Weiber schon und Kinder spießen!
Flüchtet zu den höchsten Höfen!
Flüchtet zu umschneiten Tayen!
Unser Thal wird hundert Jahre
Diesen Unglückstag bereuen!“

Greise schlagen über'm Haupte
Laut zusammen schwache Hände;
Mütter reißen auf die Haare,
Daß sie rollen bis zur Lende:
Schaudervoll erdröhnt die Kirche
Rings von Klage und von Weinen:
Diese drängen hin zum Priester,
Jene eilen zu den Kleinen.

Unbeweglich kniet der Fromme
In dem tosenden Getümmel:
Durch den Jammer schallet manchmal
Noch sein Ruf empor zum Himmel:
Und wie feur'ge Engelsflügel
Hält er ausgestreckt die Arme:
Also betet er für Alle,
Daß Sich Gott der Herr erbarme!

Keinen fragt er nach der Kunde,
Niemand wagt es, ihn zu stören.
Wie verstummend, wie erstaunend —
Sie den Heil'gen beten hören!
In das Dunkel ihrer Seele
Strahlt wie Morgenroth ein Schimmer:
In den Herzen spricht es himmlisch:
„Helfen kann ja Gott noch immer!“

Schweigend falten sie die Hände,
Nacheinander knie'n sie nieder:
Murmelnd beten erst die Stimmen,
Laut erschallen sie nun wieder:
Rückwärts füllen sich die Bänke,
Und gerührt von heil'gem Reize
Strecken Alle aus die Arme,
Werden so lebend'ge Kreuze!

Ueberronnen sind die Wangen
Von den heißen Zährenbächen,
Während aus der Brust Beklemmniß
Mannigfache Laute brechen:
Dumpf und schwach jetzt, wie versiegend;
Jetzt wie Meer, hervor sich drängend:
Lob und Jammer, Beten, Wimmern
Schaurig wechselnd und sich mengend.

Also kniet sechs lange Stunden
Vor dem Heiland die Gemeinde.
Jeder Sturm des Stöberwetters
Scheint die Ankunft schon der Feinde.
Dämm'rung liegt schon auf dem Thale:
Noch kein Bote? Keine Kunde?
Wurden Alle eingeschlossen?
Gingen Alle schon zu Grunde?

Horch, es klirrt die Pforte; Jemand
Schlägt vom Hute ab die Flocken.
Wie ein Blitz durchzuckt's die Reihen;
Das Gebet beginnt zu stocken:
Denn ein Schütze, — seinen Stutzen
In der Hand, — ihn kennen Alle, —
Schreitet ohne Seitwärtsblicken
Durch die lange Kirchenhalle.

Vor dem heil'gen Sacramente
Kniet er nieder d'rin im Chore,
Hebt sich, küßt die Hand dem Priester,
Redet halblaut ihm zum Ohre.
Wie sie lauschend ohne Athem
Schweben auf den Zehenspitzen!
Zitternd seh'n sie schon die Feinde
Hinter den bedrängten Schützen.

Sieh — den goldgestickten Mantel!
Ministranten jetzt in Kränzen!
In dem Schmuck der höchsten Feste
Sieh den Priester plötzlich glänzen!
O, nun ahnt es die Gemeinde!
Wonne schauert! Thränen fallen!
Te Deum laudamus hören
Schon sie vom Altare schallen!

Hei, wie mit gewalt'gen Schlägen
Jetzt die Glocken all' erklingen!
Und es bricht die ganze Menge
Aus in jubelndes Lobsingen!
Und es nicken alle Blumen,
Und es beben alle Wände,
Gleich als wenn die Mutterkirche
Ihre Freude mitempfände!

Und mit mächt'ger Stimme redet
Nun der Priester vom Altare:
„Betet an die Gotteshülfe!
Die allmächt'ge! wunderbare!
Fortgetrieben sind die Feinde!
Engel deckten uns're Leute!
Betet an die Gotteshülfe,
Die das arme Thal befreite!"

„Hochgelobt! Gebenedeiet!"
Rauscht es nun im Wonnesturme!
Und der Chor der Glocken jubelt
Siegeslieder hoch vom Thurme!
Schüsse knallen! Welch' ein Jauchzen!
Heisa, das ist Schützennahen!
Volk und Priester mit den Fahnen
Eilen fort, sie zu empfahen!

XI.

Der Wirth von der Mahr.

I.

„Halloh, wach auf, du schläf'riger Brigand!“
„Was ist — was wollt Ihr? — Ah, zum Tode
schon?“ —
„Sei unbesorgt. Ich bin der Adjutant,
Und bringe statt des Todes dir — Pardon!

Doch unterschreibe, und man nimmt's als wahr.
Das Schreibzeug dorthin, Bursche! Leuchte hier!“
Nun liest halblaut der Gastwirth von der Mahr,
Und schaut dann schweigend auf den Offizier.

„Was soll das Zaudern? Steht auch kolossal
Die Lüge da, sie wird doch nicht geseh'n.
Man hält die Augen zu dem General!
Man harrt. Mach' schnell, eh' sie von Tische
geh'n.“

Der biedre Gastwirth schüttelt ernst das Haupt,
Und reicht die Schrift zurück. „Herr, das Verbot
War mir bekannt: und es ist nicht erlaubt,
Durch Lüge loszukaufen sich vom Tod!“

„Ist's möglich? Bist du toll? Wen lügst du an?
Ei, dummer Bau'r, uns — täuschest du ja nicht!
Wir wissen sattsam, was dein Trotz begann!
D'rum ist's nicht Lüge, was die Schrift da
spricht.“

„Ist's also Wahrheit, daß ich nichts gewußt
Von dem Verbot? Nein, nein! Ich wußt' es,
Herr!
D'rum schießt nur! Scheibe sei Euch meine Brust,
Doch Lügenherberg wird sie nimmermehr!“

„Wo das Gesetz die Schranke dir gestellt,
Hast du zum Sprung' darüber dich erfrecht:
Wo's schonend dir ein Pförtchen offen hält,
Da lallst du zögernd: „Nein, es wär' nicht
recht!“

„Herr Adjutant, Ihr wollt doch reinen Wein!
Für's Erste sterb' ich, und wir sind dann quitt:
Für's Zweite — gilt da kein Erlaubnißschein:
Man nimmt ihn in die Ewigkeit nicht mit.“

„Durch Worte macht man keinen Narren klug.
Beharrst du also steif, starrköpf'ger Thor?“ —
„Mit Gottes Hülfe!“ — „'s ist umsonst. —
Genug.
He, Bursche, nimm die Tinte! Leuchte vor!“

II.

Die hohe Sonne wirft den goldnen Schein
Durch's Eisengitter an des Kerkers Wand:
Da tritt der Frauen edelste herein,
Dem Wirth aus langer Zeit her wohlbekannt.

Er kniete noch. Schnell steht er auf und küßt
Die liebe Hand. Kaum preßt er vor ein Wort,
Indeß bei Beiden Thrän' auf Thräne fließt:
„O gnäd'ge Frau, hierher an diesen Ort!“

„Ach, welch' ein Wiederseh'n, mein lieber Wirth!“
„Wie Gott will, gnäd'ge Frau. Der Himmel zahl'
Es Euch: ja, ja — ich hab' mich nicht geirrt, —
Ihr — legtet Bitte ein beim General!“

„Dieß war wohl meine Pflicht. Mein Gott, o wär'
Doch Hülfe möglich! — Jene Unterschrift
Verlangt von Euch der gute, alte Herr,
Weil sonst, wie klar, ihn selber Strafe trifft.“

„Das seh' ich wohl. Doch unterschreiben kann
Ich nicht. Hab' leider sündig auch gelebt,
Doch sterben will ich als rechtschaff'ner Mann,
Mit Blut auswaschend, was am Herz noch
klebt."

Die Dame hält ihr Tuch vor's Angesicht,
Und schluchzt, bis mühsam sie das Wort gewinnt:
„Ach, läßt denn keinen Ausweg mehr die Pflicht?
O sinnet nach, und denkt an Weib und Kind!"

Er schweigt, und starrt sie an mit strengem
Blick,
Daß bebend sie das Antlitz vor ihm senkt.
„Was, gnäd'ge Frau? O nehmt den Rath zurück!
Der sündigt, der in solchem Fall' bedenkt!"

„Ach, lieber Wirth, so hab' ich's nicht gemeint!" —
„O gnäd'ge Frau, ich nahm's zu grell! Verzeiht!" —
„Ihr sterbt vom ganzen Vaterland beweint —
Und auch von mir! — Denkt in der Ewigkeit" — —

Ein Strom von Thränen unterbricht sie jetzt;
Sie reicht zum Abschied schluchzend ihm die
Hand,
Die er mit Küssen deckt, mit Thränen netzt.
Wegwandelnd winkt sie auf zum schönern Land.

III.

„Horch, horch!“ spricht Tags darauf der biedre
Wirth:
„Da nahen Viele! Eine ganze Schaar!
Sind es Soldaten? Keine Waffe klirrt.
Ein Flüstern — und — ein Schluchzen — nehm'
ich wahr.“

Der Adjutant, eintretend, winkt herbei
Die Andern. Der Gefang'ne starrt, erbleicht:
„Jesus Maria!“ ruft er aus im Schrei,
Und stürzt dann vor, so weit die Kette reicht.

„Mein Mann!“ „Der Vater! Vater!“ — „O
mein Mann!“
Sie fällt ihm an die Brust mit Zähreguß,
Laut weinend hängen sich fünf Kinder d'ran,
Die Kette haltend, Kleid und Arm und Fuß.

Und immer lauter bricht der Jammer aus,
Daß er, wie Wetterfluth, den Kerker füllt,
Und wogt und tost durch das Gefängnißhaus:
Er selber schweigt, doch Thrän' auf Thräne quillt.

Er windet sanft vom lieben Weib sich los,
Und neigt sich, küßt die Kinder nacheinand,

Und setzt sich, nimmt die kleinsten auf den Schooß:
Ihm drücken ihre Lippen Wang' und Hand.

„O lieber, lieber Vater, stirb doch nicht!“
Begann ein Töchterchen; die andern schrie'n
Dasselbe weinend nach, die Mutter bricht
In Heulen aus, und liegt schon auf den Knie'n.

Die Kleinen knieen alle vor ihn her,
Die Hände falten zu ihm Weib und Kind:
Sie rufen oft, und lassen ab nicht mehr:
„O stirb nicht! Denk', wie wir sonst elend sind!“

Ins Hohl der Hände sinkt sein Haupt hinab:
Er schluchzt. Zersprengt der Schmerz ihm nicht den Leib?
Nur manchmal, wenn die Brust den Laut ihm gab,
Da ruft er: „Meine Kinder! O mein Weib!“

Herangetreten war der Offizier:
Oft wollt' er sprechen, kömmt erst jetzt zum Wort':
„Mit lichtern Augen sieh nun dieß Papier!
Auf! Unterschreibe! Ziehe frei dann fort!“

Verstummt ist plötzlich jeder Klagelaut,
Der Drang der Thränen selbst hält sich zurück

Bei Weib und Kind: ihr Auge, feucht bloß,
schaut
Empor auf ihn, ihr Leben und ihr Glück.

Er wölbt die breite Brust, und sammelt Muth.
Sanft hebt er Alle auf. „Macht mich nicht
weich! —
Herr Adjutant, Ihr meint es herzlich gut.
Gott lohn' den General! Gott lohn' es Euch!

Doch wähnet Ihr ein Herz in mir, wie Blei;
Um es zu schmelzen, habt Ihr heiß geschürt.
Nun wollt' Ihr's gießen in die Form. So sei
In diesem Feuer mein Metall probirt!

Ja, Weib und Kinder, Ihr sollt Richter sein!
In Eure Hände leg' ich Leben — Tod! —
Gertraude, weißt du noch? im Kämmerlein
Las ich dir selber vor ja das Verbot!“

Sie senkt das Angesicht, und schweigt und weint.
„Von unsern Schützen war die Stube voll.
Ich las, und fragte: „Fügt Ihr Euch dem Feind'?“
Worauf es „Vivat Kaiser Franz!“ erscholl.

Die zugesagte Hülfe unterblieb.
Die Strafe faßte mich, als Vordermann.

Doch beut man, Euch und Anderen zu Lieb',
Um eine Lüge — mir die Freiheit an.

Versichern soll ich durch die Unterschrift,
Daß der Befehl mir nie vor Augen kam."
Die Kinder seh'n zu Boden, stumm, verblüfft,
Dann weint, dann heulet Weib und Kind zusamm.

Mit stärk'rer Stimme fährt nun fort der Held:
„Ist dieser Preis erlaubt? Sagt selber — sprecht!
Kann ich um Sünde kaufen alle Welt
Und tausend Jahre, darf ich? wär' es recht?"

Und Weib und Kinder schluchzend schütteln nein,
Und pressen Alle sich an ihn herum:
„Ach Gott! Mein Gott! So muß es wirklich sein!"
Und bleich hängt sie an ihm, und starr und stumm.

Die schwüle Stirn zerreibt sich der Franzos,
Geht auf und ab, steht sinnend wieder, schaut:
„Seltsames Volk! Wie kindlich und wie groß!
Nie hat mir vor mir selber so gegraut!"

Ein Krüglein zieht die Mutter nun hervor:
„Kniet nieder, Kinder!" stammelt sie nur leis':
Und keuchend streckt das Krüglein sie empor.
Er hält's, betrachtet sie umher im Kreis'.

Ein Schauder rüttelt ihn. Ha, sieh — wie bleich!
Er kreuzt jedwedes Haupt, auf jedes fleußt
Weihwasser, warme Thränen wohl zugleich.
Er wankt — er sinkt, als wär' entfloh'n sein Geist.

Ohnmächtig sinkt die Mutter neben ihn:
Die Kinder heulen — rütteln da und dort.
Umsonst ist all ihr liebendes Bemüh'n.
Man schleppt und trägt sie sammt der Mutter
fort.

IV.

Tags d'rauf schon stand er draußen auf dem
Feld',
Von Heer und Volk umkreis't in halbem Rund',
Zwölf Schritte vor die Krieger hingestellt:
Er drückt das Crucifix an Herz und Mund.

„O Herr, gedenke mein in Deinem Reich'!“
Mit Thränen wird das Bildniß noch benetzt,
Dann beut er's hin: „Hochwürden, nehmt's zu
Euch,
Daß etwa keine Kugel es verletzt.“

Die Augenbinde weis't der Held zurück.
Er schaut auf's liebe Volk umher, empor

Zu jedem Berg' mit seelenvollem Blick',
Zum Himmel auf, zur Sonne hinter'm Flor'.

„Landsleute, haltet all' Euch gut! Lebt wohl!"
Die Krieger schlagen an beim Trommelschall'.
„Hoch lebe Oestreich! Hoch das Land Tirol!"
Es knallt! Aufschreit das Volk bei seinem Fall'.

Sie drängen sich, durch Schmerz zum Trotze kühn,
Durch der Franzosen dicht geschloßne Reih'n,
Cypressenzweige, Lorbeer, Rosmarin
Auf den Vollendeten hinan zu streu'n.

Des Helden Weib mit ihren Kindern kniet
In fernem Gotteshaus'. Den Schmerz versüßt
Ein Himmelstrost. Es lispelt im Gemüth',
Daß nun der Vater schon ein Heil'ger ist!

XII.

Das Heimathland.

Nachts um zwölf Uhr mit bekanntem Schlage
Klopft es an die Thür der Alpenhütte:
Und der Sandwirth öffnet mit der Frage:
„Ei, was lenkt so spät hierher die Schritte?“

Stutzend sieht er bei dem Knecht' den Zweiten;
Er bemüht sich, neu ihn zu erkennen,
Während sich um ihn die Arme breiten,
Und an seinem Mund' die Lippen brennen.

„Herzensfreund, bin ich Euch schon entschwunden?“
„Pater Joachim! In diesem Kleide!“
„Gott sei Dank, daß ich Euch noch gefunden!“
Lange sich umarmend weinen Beide.

„Knecht, ein Nachtmahl schnell vom Auerhahne!
Selbst versorg' ich wohl uns mit dem Weine.

Setzt Euch! Burg, und Säle und Altane
Sollt Ihr morgen seh'n im Sonnenscheine."

„Freund, es ist nicht Zeit zum Uebernachten!
Scheert den Bart Euch schnell von dem Gesichte!
Werft Euch in die Kleider, die wir brachten!
Fern schon wandern wir im Morgenlichte!"

Hofer sieht ihn an mit starrem Blicke,
Und kein Wort vermag er noch zu sagen.
„Auf! Die Nacht nur ist die Zauberbrücke,
Die uns kann vom Berg' zum Berge tragen!"

„Eure Plane glichen stäts dem Blitze!
Kaum erhol' ich noch mich vom Betäuben.
Also fort soll ich vom stillen Sitze? — —
Freund, mir kommt's fast sich'rer vor, zu bleiben."

„Donnerwetter, laßt Euch nicht bethören!
Ringsum seid Ihr schon umstellt mit Netzen!
Aus und ein im Thal' ist nichts zu hören,
Als der Hunde Bellen und das Hetzen.

Und an Jedem schnüffelt ihre Nase:
Trutzig frohe Miene, scheues Zittern,
Bloß ein Blick, ein Wink, ein Wort beim Glase —
Alles wird zur Spur, Euch aufzuwittern."

„Joachim, seit Ihr den Bart geschoren,
Ist's Euch, wie dem Simson, fast ergangen.
Etwas Muth, verzeiht! habt Ihr verloren,
Und Ihr seht mich gar zu früh gefangen.“

„Nun, was liegt daran — ob früher, später?
Vater Hofer, einmal wird's geschehen!
Auf der Folter macht man zum Verräther,
Dem man das Geheimniß abgesehen.“

„Ei, die Späher werden nichts erlauschen;
Und im Falle eilt voran das Zeichen:
Und die Höhle kann ich schnell vertauschen,
Und sie finden nichts, wie sie auch keuchen.“

„Eh' die Feinde Euch in Oestreich wissen,
Kehrt die Ruhe nicht mehr diesem Thale:
Kammern, Schränke werden aufgerissen,
Frech umlauert Trinkgelag' und Mahle.“

„O, sie werden bald des Suchens müde;
Leicht entsteh'n auch täuschende Gerüchte:
Und ins Thal kehrt wieder Ruh' und Friede,
Ohne daß ich auf Passeir verzichte.“

„Macht Ihr mir's unmöglich, Euch zu retten?
Klar erseh' ich, daß das Herz nicht wolle!

Welch' ein Zauber mit demant'nen Ketten
Hält Euch an die öde Alpenscholle?"

„Joachim, nun rührtet Ihr ans Wahre!
Was mich hält? O fragt nur Eich' und Tanne!
Fragt die schnellen Gemsen, kühnen Aare,
Was so fest denn an Tirol sie banne!

Eingesenkt bin ich dem Volk' und Lande,
So wie Baum dem Boden, Glied dem Leibe.
Wurzeln, Adern — sind die mächt'gen Bande,
Und nicht Willkühr ist es, daß ich bleibe!

Nein, Tirol! ich kann von Dir nicht scheiden!
Wie der Jünger bei dem Kreuz' geblieben,
Bleib' ich bei des Vaterlandes Leiden!
Ist's kein Helfen, ist es doch ein Lieben!" —

„Hofer, Gottes Hand scheint Euch zu halten.
Ob von Neuem schöne Zeiten kommen?
Gottes Rathschluß läßt sich nicht entfalten.
Hoffend ist mein Herz, und doch beklommen.

Möge meine Furcht sich nicht bewähren!
Ha, wie flammt' ich, Euren Tod zu rächen!"
Er umschlingt ihn heftig: heiße Zähren
Hindern ihn, das Weit're noch zu sprechen.

„Joachim, war dieß ein Prophezeien? —
Des Allmächt'gen Wille soll geschehen.
Mich durchschauert's, wie ein heil'ges Weihen!
Freudig würde ich zum Tode gehen!

Die mir zürnen, die durch mich gelitten,
Deren Auge ich gefüllt mit Thränen
Vom Pallaste bis zu armen Hütten,
Würde mir mein Blut und Tod versöhnen!

Und ich könnte in dem rothen Bade
Auch vor Gottes Auge reiner werden;
Und Verzeihung fänd' ich so und Gnade
Durch den Tod im Himmel und auf Erden!

Und für Weib und Kinder“ — — Fester schließen
Sich die Arme; Wang' an Wange glühet.
„Deckt des Kaisers Hand mit heißen Küssen!“
Joachim reißt los sich und entfliehet.

XIII.

Der Leidensgefährte.

In der Alpenhütte an dem Herde
Sitzt der Sandwirth, sanft den Kopf nur
schüttelnd —
Manchmal; reglos sieht er sonst zur Erde.
Stürme toben, an dem Dache rüttelnd.

Emsig nährt das Feuer Sweth, der treue,
Spaltet aus dem Stamm' auch blanke Späne:
Oftmal späht er hin mit Angst und Scheue
Auf des Sandwirths Gram und stille Thräne.

„Ist mir doch der ganze Tag mißlungen!
Trank und Speise habt Ihr nicht genossen;
Lied und Jodler ward umsonst gesungen;
Euer Inn'res hat sich mir verschlossen!" —

Jener fährt erstaunt aus tiefem Sinnen:
Doch sein Herz fängt stürmisch an zu schlagen;

Hoch auf wirft's die Brust, und Zähren rinnen;
Und er stammelt: „Nun so will ich's sagen!“

Heftig schreitet er zum nahen Schranke,
Reicht ein Schreiben hin und schwere Rollen:
„Junger Freund, nehmt dieß zum kleinen Danke;
Gott wird Euch für mich den größern zollen.

Kniet auch nieder, und empfangt den Segen!
Wie ich Euch mit Vaterlieb' umschlinge,
Darf ich wohl auf's Haupt die Hände legen!
Aber nehmt zuerst 'mal diese Dinge!“

Doch der Jüngling stößt zurück die Gaben;
Klirrend stürzt das Gold nach allen Seiten.
„Eher laß ich lebend mich begraben!
Gott, was habt Ihr vor? Wie soll ich's deuten?“ —

„Länger Euch zu halten wäre Sünde.
Seht, schon wankt es unter meinen Füßen!
Und ich reiße mit mir in die Schlünde
Alle, die sich jetzt noch an mich schließen!

D'rum entflieht! Ich bitte! ich beschwöre!
Morgen früh, eh' sich die Berge röthen!
Aber leise, ohne daß ich's höre!
O, ich hielt's nicht aus! Es würde tödten!“ —

„Vater Hofer, seht Ihr nicht zu trübe?
Jener Eine hat sein Wort verpfändet;
Sorgsam wacht für Euch der Andern Liebe;
Engel sind zu Eurem Schutz gesendet.

Eine Garde habt Ihr an den Stürmen,
Die da schreckend rasseln und trompeten;
Schnee und Eis auch kommen, Euch zu schirmen,
Wie einst Flammen schirmten den Propheten!“

Und der Sandwirth zieht herbei den Jungen:
„Vor der Thüre hört' ich Waffen rauschen
Heute Nacht; bin auf vom Bett' gesprungen;
Nichts mehr war zu seh'n, nichts zu erlauschen.“

„Nun so war's —“ — „Geduldet bis zum Ende!
Selber dacht' ich so, und ging zu Bette.
Plötzlich stößt und kracht es durch die Wände,
Und zu Boden fiel die goldne Kette.

Jetzo dacht' ich doch, es seien Zeichen.
Joachim hat's auch vorher gekündet.“ —
„Glaubt Ihr dieß, so laßt uns schnell entweichen —
Dorthin, wo uns kein Franzose findet!“

„Gottes Hand kann Niemand sich entziehen.
Still erwart' ich hier, was Er mir schicket.

Aber Ihr — hört's, — Ihr — Ihr müßt
entfliehen!“
Rasch sucht er das Gold, mühsam gebücket.

Doch der Jüngling zwingt mit heft'gem Drängen
Ihn empor, und hält ihm beide Arme:
„Meinen Bund mit Euch kann nichts zersprengen!
Duldet mich bei Euch in Eurem Harme!

Wie zwei Vög'lein zwitschern in dem Bauer,
Und im Kerker miteinander spielen,
Bleibe ich bei Euch in Eurer Trauer;
Glücklich kann ich nur bei Euch mich fühlen.

Wißt Ihr noch, wie ich zu Euch gekommen?
Bei der Aeltern Leben eine Waise — —
Habt mich freundlich bei der Hand genommen,
Gabt mir tröstend Geld und Trank und Speise.

„Frischen Herzens sind ja die Studenten!“
Sagtet Ihr: „Tritt ein in uns're Reihen!
Dien' mit uns dem Besten der Regenten,
Dem sich Steirer, wie Tiroler weihen!“

Und so bin ich denn bei Euch geblieben,
Froh zum erstenmal' an Eurer Seite;
An der Güte glomm erst auf mein Lieben,
Und der Muth entbrannte erst im Streite!

In Tirol erst fing ich an zu leben;
Hier erst bin ich Mensch und Mann geworden.
Gott hat Euch — zum Vater mir gegeben:
Wollt Ihr mich verstoßend wieder morden?

Nein, Ihr könnt, Ihr dürft mich nicht verbannen!
Weßhalb? Sagt es! Nennt mir mein Verschulden!“ —
Sie umarmten sich, und Zähren rannen.
„Freund und Sohn, bedenk' Dein künftig Dulden!“

„O, ich fühle ein allmächtig Binden!
Nehmt mich hin zum ew'gen Eigenthume!
Sollten Fesseln beide uns umwinden,
Schwingen will ich sie mit stolzem Ruhme!

In den Kerker folg' ich Euch mit Lächeln;
Frohe Jodler scheuchen fort den Kummer:
In der Schwüle will ich Kühlung fächeln;
Diese Brust hier biet' ich Euch zum Schlummer.

Gibt der Wüth'rich auch den Tod uns Beiden,
Ruhen wir in Einem Grab' beisammen.
Mancher Edle wird mich dann beneiden,
Und für Treue werd' ich ihn entflammen!“ —

„O laß ab! Es wird zu heiß und brennend!“
Und in Liebesstürmen rafft umschlingend
Er ihn auf, und „Herz“ und „Seele“ nennend
Tragt er ihn umher, wie Kindlein, schwingend.

Klirrend fliegt die Thüre aufgerissen,
Und er will der ganzen Welt ihn zeigen,
Deckend sein Gesicht mit hundert Küssen.
„Bäume, Felsen, brecht doch euer Schweigen!

Schaue, Mond, was ich im Arme habe!
Wolken, laßt die Sterne niederblicken!
O, ein treuer Freund, welch' eine Gabe!
Gott, wie kannst im Unglück Du beglücken!

Herr, bewahre ihn für bess're Zeiten,
Wo ihm wohlverdientes Glück erblühe!“ — —
Und er läßt ihn sanft zur Erde gleiten,
Und sie sinken Beide auf die Kniee. —

XIV.

Des Sandwirths Treue.

Der Sandwirth und sein treuer Sweth
Verrichten, wie zwei Eremiten,
Im Kerker laut das Nachtgebet,
Einlegend, was der Herr gelitten.

Schnell steh'n sie auf, wie's klirrt am Schloss',
Den Staub sich wischend von den Knieen.
„Ei, ei, die Ehre ist zu groß!
Euch selbst zu uns hierher bemühen!“

„Muß doch 'mal seh'n! Ihr blüht so roth,
Als wenn's an keinem Ding' Euch fehlte!“
„Ew. Gnaden, leiden keine Noth.
Daß Euch der Himmel es vergelte!“

„Ihr seht auch ganz vergnüglich aus!
Was meint und hofft Ihr vom Processe?

Man schicke bald Euch frei nach Haus'?
Man gebe morgen Euch die Pässe?"

Den eingerollten Rosenkranz
Legt Hofer hin: „Wir überließen,
Herr General, das Schicksal ganz
Dem lieben Gott': Er soll beschließen."

„Doch hört Ihr lieber wohl gewiß
Euch pardoniren, als verdammen?"
„Natürlich! Gern gesteh' ich dieß!
Doch lautet's „Tod!" in Gottes Namen."

„Es lautet wirklich „Tod!" mein Freund!
In Bälde schlägt die letzte Stunde."
Der Sandwirth schweigt, der And're weint.
„Für Dich nicht, Junge, gilt die Kunde.

Mein lieber Hofer, Euch selbst steht
Noch jetzt der schönste Ausweg offen,
Den sicherlich Ihr nicht verschmäht:
Ihr denkt vernünftig, will ich hoffen.

Ihr seid ein biedrer, tapf'rer Mann,
Und für's Gewürm noch langhin Schade.
Ihr nehmt bei Frankreich Dienste an,
Und seid mein Waffenkamerade!"

Und herzlich faßt er seine Hand,
Und schüttelt sie mit warmem Drücken,
Indeß verblüfft der Sandwirth stand,
Bewegungslos, mit starren Blicken.

„Ich garantir' Euch Euren Rang!
Zur Ehre unsern Brigadieren
Soll Eures Namens schönen Klang
Ganz Frankreich bald im Munde führen!“

Doch länger hält sich Hofer nicht:
Er lacht, daß er sich stemmt die Lende,
Daß perlend vor die Zähre bricht:
Der treue Sweth lacht in die Hände.

Der General sieht schweigend zu,
Verdutzt, kopfschüttelnd, und mit Schmollen
Der Sandwirth zwingt sich nun zur Ruh':
„Verzeihung! Bitt', uns nicht zu grollen!“

„Wozu das Lachen? Mir zum Spott'?
Parbleu, deß werdet Ihr Euch hüten!
Soll meine Gunst, soll Euer Tod
Den Stoff Euch zum Gelächter bieten?“

„Herr General, bleibt uns doch gut!
Ei, ei, wie Eure Augen blitzen!

Wie's grob auch, leiht mir Euren Hut,
Und laßt auf meinem Kopf' ihn sitzen!"

Er setzt den prunken Hut sich auf,
Und schneidet eine stolze Miene;
Und glänzend flattern Federn d'rauf,
Daß er ein Brigadier fast schiene.

Er kreuzt die Arme über'm Bauch,
Und schreitet krieg'risch auf und nieder,
Und salutirt nach noblem Brauch,
Und schüttelt barsch auch das Gefieder.

Laut auf lacht Sweth, und der Franzos
Kann selbst es nicht mehr unterdrücken:
Nun bricht es auch beim Sandwirth los,
Und engt und würgt ihn zum Ersticken.

Er reicht den Hut ihm zitternd hin,
Und wirft sich auf die Lagerbohlen;
Das Lachen reißt und rüttelt ihn,
Als könnt' er nimmer sich erholen.

Und mit ihm lacht sein treuer Sweth,
Indem sie Knie und Zwerchfell pressen,
Und lächelnd zu dem Lachduett
Spaziert der General indessen.

Als die Bewegung sich verzieht,
Wie Wasserräder langsam stocken,
Steht auf der Sandwirth, keuchend, müd',
Und wischt sich beide Augen trocken.

„Nun, seid Ihr des Gelächters satt?“
„O laßt Euch, Herr, doch nicht erbittern!
Habt Ihr's geseh'n? Ich ein Soldat!“
Neu zuckt empor ein reizend Schüttern.

„Mein Freund, in unserer Armee
Sitzt Mancher stolz auf der Schabracke,
Mit Ordenschmuck und Port=Epee,
Der früher trug die Bauersjacke.

Doch wuchs zur Haut an das Gewand,
Ich will es Euch vom Leib' nicht schälen:
Im alten Kleid' bleibt Kommandant,
Doch unter anderen Befehlen.“

Aufzuckt der Sandwirth, zornerfüllt,
Das Auge flammt, die Wangen brennen:
Wie krampfhaft er im Barte wühlt!
Verräther — soll man nie mich nennen!“

„Tollkühnes, albernes Geschwätz!
Rebellion noch in den Ketten!

Wen gab zum Herrn Dir das Gesetz?
Hat Oestreich nicht Euch abgetreten?“ —

„Ja, ja, vom lieben Vater sind
Die armen Kinder weggerissen!“
Der Sandwirth stammelt's, und es rinnt
Auf seinen Bart herab in Güssen.

„Mein guter Bauer, längst verschwand
Die schöne Zeit der Patriarchen:
Und Fürsten wechseln Volk und Land,
Und Länder wechseln die Monarchen.“

„Ja wohl, es gilt Gewalt für Recht,
Wie's oft erfährt ein schwacher Wand'rer.
Der Unterthan ist nun bloß Knecht;
Der ist sein Herr und dann ein And'rer.“

„Wer immer Dein Gebieter sei,
Der Unterthan hat nicht zu richten.
Er muß gehorchen! Schweigend, treu
Erfüll' er vorgeschrieb'ne Pflichten.

Du — hast die Pflichten schwer verletzt.
Dein Blut soll Dein Vergehen sühnen.
Doch Schonung biet' ich Dir noch jetzt,
Versprichst Du, Frankreich treu zu dienen.“

„Hochgnädiger Herr General,
Wollt Ihr Pardon mir wirklich geben,
Ich will im lieben Heimaththal
Bei Weib und Kindern friedlich leben:

Den Obrigkeiten unterthan
Bezahl' ich willig jede Steuer:
Auch löschen will ich, wie ich kann,
Wenn da und dort noch glimmt das Feuer.

Wenn sonst Ihr etwas noch begehrt,
Ich will's versprechen, unterschreiben.“ —
„Nein, nein, nicht bei dem Bauernherd,
Mein Freund, darfst Du uns fürder bleiben!

Du stelltest Dich für Oesterreich
Verwegen an des Landvolks Spitze,
Und führtest manchen kräft'gen Streich,
Und warst ein mörderischer Schütze.

Nun mache uns den Schaden gut;
Ein Freichor wirb mit unserm Gelde,
Und trage weitum Deinen Muth,
Und glänz' auf jedem Waffenfelde!

Durch Ruhe nicht, nein, durch die That
Mußt Du die Treue uns bewähren.

Auf, Bauernheld, wirf uns die Saat
Zu Deines Glückes goldnen Aehren!“

Der Sandwirth lächelt, und er blickt
Halbspöttisch und mit sachtem Wiegen:
„Ha! ha! wie ist's mir doch geglückt,
Die Reputation zu kriegen!

Erlaubt, ich sag's Euch deutsch heraus:
Was ich versteh', ist kurz beisammen:
Pferdhandel, Viehzucht, Feld und Haus;
Nur langsam schreib' ich meinen Namen.

Ans Kriegswerk hab' ich nie gedacht,
Bis mich der Krieg dazu gezwungen;
So wie dem Hirtlein Muth erwacht,
Wenn Wölfe kommen angesprungen.

Und wunderbar hat Gott der Herr
Uns Bauern oft den Sieg verliehen.
Doch außer'm Fall der nöth'gen Wehr
Verloren wir's, und mußten fliehen.

So ging's den Andern, so ging's mir.
Gott gab es deutlich uns zu merken.
Weil ich's versehen, lieg' ich hier.
Nichts können wir mit eig'nen Werken.

Doch Friede ist ja eingeführt;
So laßt den Landmann bei dem Pfluge,
Und werd' ich wirklich pardonirt,
So laßt den Sandwirth bei dem Kruge!"

„Wohlan, es sei! Wir lassen Euch
Des Heimathglückes still genießen;
Doch dringt ins Land ein — Oesterreich,
Wirst Du auf Oesterreicher schießen?

Friedsame Hirten, werdet ihr
Auch diese Wölfe kühn verjagen?
Wie — oder sind bloß wir das Thier,
Das Eurer Trift nicht will behagen?"

„Nein, niemals, lieber Kaiser Franz,
Bist Du das Ziel für uns're Röhren!
Wir steh'n in heil'ger Allianz,
So lang' die Herzen Dir gehören!

Nur Leib und Land hat Bonapart',
Die Liebe kann er nicht entreißen;
Sie bleibt dem Kaiser aufbewahrt,
Bis kaiserlich wir wieder heißen."

„Wir brauchen Eure Liebe nicht;
Gehorsam habt Ihr uns zu leisten!

Treibt gegen Oestreich Euch die Pflicht,
Dürft Ihr zur Weig'rung Euch erdreisten?"

„Herr General, ich sähe gern,
Ob je ein Hund trotz allem Hetzen
Anbellen wird den alten Herrn:
Er wird sich knurrend widersetzen:

Und treibt man ihn mit Schlag und Stoß,
Er kriecht am Boden, duckt sich kreischend:
Zuletzt — ergrimmt er und stürzt los
Auf seinen Käufer, ihn zerfleischend."

„Da hast Du Recht. Der Andern Trieb
Muß erst die Zeit an uns gewöhnen.
Du aber mußt, ist Rettung lieb,
Dich weislich — jetzt — mit uns versöhnen.

Du mußt zum mindesten durch Eid
Und öffentlich mit Oestreich brechen:
Selbst gegen Franz, wenn's Noth gebeut,
Vertheidigung Tirols versprechen.

Der Fall tritt wirklich wohl nicht ein,
Da engsten Bund die Kaiser schließen.
Franz nimmt Dein Wort als bloßen Schein,
Worin wir Dich entschlüpfen ließen."

„Herr General, der Weg ist krumm!
Was Ihr verlangt, kann ich nicht schwören,
Und gäbe man die Welt darum!
Nein, Franz, das sollst Du niemals hören!“

Dem Sandwirth auf die Schulter klopft
Der Franke. „Glücklich ist Dein Kaiser!
Ich wünsch' auf Frankreichs Stamm gepfropft
Recht viele solcher Edelreiser!

Doch beide Hände sind mir nun
Gebunden, Freund, von Deiner Treue:
Und nichts vermag ich mehr zu thun,
Das noch vom Tode Dich befreie.“

Und seine Rechte faßt und drückt
Der Sandwirth an der Lippe Beben.
„Ich nehme gern, was Gott mir schickt!
Er ruft mich ja ins bess're Leben!

Der liebe Gott“ — die Zähre rinnt,
Die Stimme stockt, — „wird Alles lenken —
Zum Trost und Wohl für Weib und Kind: —
Der Kaiser auch — wird mein gedenken!

Euch — dank' ich“ — er winkt himmelwärts —
„Dort droben, wird mir Gnad' ertheilet!“ —

Der General preßt ihn ans Herz,
Er birgt die Thränen und enteilet.

Schon lange schluchzt der treue Swethi;
Nun hallet die Gefängnißkammer.
„Wir sah'n es ja vorher! Gebet
Ist besser, lieber Sohn, als Jammer.

Gib mir den Rosenkranz! Fang an!
Wo sind wir? Der das Kreuz getragen?“
„Das war schon fertig: g'rad begann:
Der für uns ward ans Kreuz geschlagen.“

XV.

Des Sandwirths eigentliches Lebensende.

I.

Zu Mantua im Kerker
Liegt Hofer auf den Knie'n,
Durch's Himmelsbrot noch stärker:
Sein Antlitz scheint zu glüh'n.

Aufsteht er, neu belebet.
Der Priester schaut die Uhr,
Indeß die Hand erbebet:
„Noch zehn Minuten nur!

Habt Ihr noch ein Verlangen?
Benützt den Augenblick!“ —
„Den Herrn hab' ich empfangen;
Nur Eins noch wär' mein Glück.

Den Thaler da, den letzten,
Den ich mir vorbehielt“ — —
Des Helden Zähren netzten
Des Kaisers liebes Bild —

Er trocknet ab die Nässe,
Und reicht ihn ruhig dar:
„Liest mir die Seelenmesse
Am Heil'gen-Kreuzaltar.

Und weil, selbst beizuwohnen,
So heiß mein Herz erbrennt,
Erwirkt mir's, (Gott wird's lohnen!)
Wenn Ihr's erwirken könnt.“

Der Priester eilt zur Pforte.
Just treten Krieger ein.
Er wechselt ein'ge Worte,
Und bringt das harte Nein.

„Doch wohne Eure Leiche
Dem heil'gen Opfer bei!
Auf dieß Versprechen reiche
Die Hand ich ohne Scheu'!“

Sie reichen sich die Hände,
Sie fallen sich ans Herz,

Sie drücken sich ohn' Ende,
Voll Seligkeit und Schmerz! —

II.

Bald d'rauf schon tritt der Priester
Im schwarzen Meßkleid vor,
Und Krieger stellen düster
Die Bahre hin im Chor'.

Rings schweigt die dichte Menge,
Es trauert Freund und Feind.
Nun tönen Grabgesänge,
Und jedes Auge weint.

Es klingelt. Hehre Stille,
Da auf die Hostie schwebt.
Was hob des Leichnams Hülle?
Ha, seht, wie sie noch bebt!

Wegreißt die schwarze Decke
Ein Kriegsmann von dem Haupt:
Da ruht es — nicht zum Schrecke —
So friedsam — siegumlaubt!

Und bei des Kelches Steigen
Gewahrt, wer da sich fand,

Ein Streben, wie zum Reigen,
Ein Seufzen, das entschwand.

Dieß war sein letztes Regen,
Sein letzter Athemzug:
Beim Opfer noch zugegen
Entschwang er sich im Flug'.

Anmerkungen zu den Gedichten.

I. Der Beruf.

Als der säcularisirte Kapuciner Joachim Haspinger (zu St. Martin im Pusterthale geboren 1776), einst vulgo der Rothbart, jetzt pensionirter Pfarrer bei Wien, 1843 im Mai zu dem Veteranenfeste nach Innsbruck gekommen war, erzählte er unter anderem, daß er schon als Novize im Kloster zu Klausen immer von Waffen und Krieg geträumt habe, so, daß er an seinem Berufe zweifelte. Seine Träume trafen mit der nachfolgenden Wirklichkeit so überraschend zusammen, daß er dieselben als göttliche Eingebungen zu betrachten anfing, und seinen höhern Beruf zum Kriege von dorther datirte. Zum Verständnisse der vorletzten Strophe setze ich noch bei, daß der Apostel Jacob, der Größere, auf weißem Pferde reitend und die Mauren verjagend, vorgestellt wird. Der Eremit ist Peter von Amiens, der Prediger des ersten Kreuzzuges. Der Franziscaner Johann Capistran vertrieb durch siedendes Wasser und

mit brennendem Pech und Schwefel die Türken von den Mauern Belgrads, 1456. Er hatte dem Gubernator Hunyades 50,000 Mann zugeführt.

II. Das Kontingent der Kapuciner im Jahre 1809.

Nach Haspinger's mündlicher Erzählung. Das Ereigniß geschah in dem Kapucinerkloster zu Innsbruck.

III. Der Feldpater.

Ebenfalls nach der mündlichen Erzählung Joachim Haspinger's. Wenn ich nicht irre, nannte er **Wörgl** als den Ort jenes Schwankes. Haspinger behauptete, daß er, während Speckbacher in Folge zu vielen Trinkens in tiefem Schlafe lag, den Baiern mehrere Gefangene abnahm. Mit diesen, selbst unter Casquet und Soldatenmantel sich verkleidend, überfiel er den Schlafenden, und ließ ihn binden.

IV. Der Kommandostab.

Als Pater Joachim im August 1809 die Truppen des Marschalls Lefevre aus der Nähe von Brixen zurückgeworfen hatte und hitzig verfolgte, zersplitterte ihm auf dem Schönberge, wo die Feinde Stand hielten, eine Kugel das Antoniusbild, welches aus sei-

nem Stabe hervorragte. Er hatte, dieses Bild emporschwingend, den h. Antonius als Schutzpatron, und gleichsam als Feldherrn ausgerufen. Jetzt aber, nach dem Falle desselben, sprang er, ohne sich lange zu besinnen, über einen Zaun, ergriff ein Feldkreuz, und rief: „Seht, nun hab' ich den Größern!“ Die Feinde vermochten dem neuen Angriffe nicht mehr zu widerstehen. Diesen Vorfall erzählte mir der nächste Augenzeuge Johann Rott von Hall.

V. Der Zweikampf.

Johann Rott, geboren in Hall 1782, war nach dem Ausspruche Haspinger's, den ich selbst mit anhörte, der stärkste und muthigste und fürchterlichste aller Kämpfer Tirols, welche der Kapuciner kennen gelernt hatte. Rott ist noch gegenwärtig eine athletische Gestalt. Sein Zweikampf mit bloßem Hute gegen einen französischen Offizier im Jahre 1805 lebt in Hall noch jetzt traditionell fort. Rott hat mir den Vorfall selbst erzählt, und ich glaubte, um eine Anschauung von einer solchen unbändigen tollkühnen Natur zu geben, dieses Roblerstück getrost aufnehmen zu dürfen. Das damalige Winkelwirthshaus führt jetzt den Schild zum Erzherzog Stephan. Die Franzosen hatten die Festung Schar-

niß durch Umgehung genommen. Baierische Förster hatten sie durch Bergpfade geführt. Unsere Leute vermutheten einen Verräther. cf. Staffler, II. Thl. I. Bd. S. 393. Der Beisatz:

Ehre
Ney und seinem Heere —

ging aus dem Respecte hervor, mit dem übrigens Rott von jenen Franzosen gesprochen hat, und besonders von Ney wegen der Solderhöhung für die Salinenarbeiter, zu denen auch er gehörte. Jetzt genießt er eine kleine Pension.

VI. Der Gefangene.

Im Jahre 1821 habe ich in Meran mit Beiden, von denen das Gedichtchen erzählt, gesprochen; nämlich mit dem Passeirer Pacher, und mit dem Baiern, den er einst gefangen genommen hatte, und dann freundlich als Knecht bei sich behielt. Der Baier war völlig in einen Passeirer umgewandelt, nur etwas zarter und schlanker, und man neckte ihn wirklich wegen der spitzen Kniee. Bekanntlich tragen die Passeirer das Knie entblößt. Später soll er aus Liebe zu seiner Mutter nach Baiern zurückgekehrt sein. Der Kampfplatz ist mit poetischer Freiheit aus der Nähe des Thales in das Thal selbst verlegt.

VII. Der Gast.

Der Krämer, von dem hier die Rede geht, erzählte mir diesen Vorfall so anspruchslos, daß er sich des Edeln seiner Handlung kaum bewußt zu sein schien. — Die Baiern wurden von einer Trinkgesellschaft unter Anführung des Wirthes Handle in dem nahen Weiler Bruggen angegriffen und geworfen, indem sie den Landsturm vermutheten. Dieser sammelte sich wirklich, und jagte den Feind über die Landecker-Brücke (jetzt Steg) und aus dem Dorfe, und verfolgte ihn bis vor Mils. Der Krämer war Lieutenant, und hatte einen Pulvervorrath im Keller verborgen. Er hieß vulgo Mühl-Pauli, weil er vorher Müller war; er kehrte später wieder zu dieser Profession zurück.

VIII. Der Knabe und die Spionen.

Die Thatsache, welche diesem Gedichtchen zu Grunde liegt, ereignete sich auf der Straße unter den Felsen am Inn hinter dem Schlosse Landeck.

IX. Der Transport.

Im August 1809 wurde zwischen Prutz und der Pontlatzbrücke die von Lefevre unter Oberst Bour-

scheidt abgeschickte Abtheilung von mehr als 1400 Mann gefangen genommen und entwaffnet. Am zweiten Tage des Kampfes hatten sich auch die Vintschgauer eingestellt. Diese übernahmen den Transport der Gefangenen bis Graun. Von hier bis Mals führten sie bloß zwei Knaben. Der Eine ist jetzt ein hoch verehrter Canonicus in Brixen, der Andere ein verdienter Seelsorger im Vintschgau. Sie selbst erzählten mir die interessante Begebenheit. —

X. Das Gebet.

Die damalige Bewegung des Thales Patznaun schildert der voranstehende Aufsatz: „Das Treffen bei Giggl.“ Während der Anbetung kam zuerst eine Trauerbotschaft; Abends wurde der Sieg gemeldet.

XI. Der Wirth von der Mahr.

Peter Mayr war im Jahre 1809 einer der tüchtigsten Anführer in der Gegend bei Brixen, wegen unbeugsamer Rechtschaffenheit und unerschütterlicher Tapferkeit äußerst geachtet und beliebt. Durch falsche Gerüchte getäuscht verachtete auch er des Vicekönigs Proklamation vom 12. November 1809, und war ein Vordermann des letzten Widerstandes. Er machte

namentlich am 25. November einen glücklichen Ueberfall auf eine französische Abtheilung zu Klausen. Durch diese Fortsetzung der Feindseligkeit verwirkte er Amnestie und Leben. Er wurde nach Bozen gefänglich abgeführt, und dort zum Tode verurtheilt. Eine ausgezeichnete Dame jener Stadt legte für den unglücklichen Mann bei dem Generale Baraguay d'Hilliers die nachdrücklichste Fürbitte ein, und wurde von der vielvermögenden Gemahlinn desselben, mit welcher sie in Verbindung stand, lebhaft unterstützt. Die Folge war die Cassirung des Todesurtheils unter dem Vorwande einiger Formalitätsfehler. Gegen die Erklärung, daß ihm die vicekönigliche Proklamation nicht zu Gesicht gekommen sei, wollte man ihn freisprechen und entlassen. Doch er weigerte sich, durch eine Lüge sein Leben zu retten. Selbst der Anblick seiner trostlosen Gattinn, welche mit den Kindern herankam und gesegneten Leibes war, konnte seine Standhaftigkeit nicht beugen. — Am 19. Februar 1810 wurde er von Neuem verurtheilt, und am 20. erschossen, an demselben Tage, an dem auch Andreas Hofer starb. — Ich schöpfte den Stoff zu meiner Darstellung noch aus mündlicher Erzählung. Die Charakterisirung des Mannes und sein Lebensende enthält die „Geschichte Andreas Hofer's ꝛc.“ Leipzig u. Altenburg bei Brockhaus 1817, S. 358 und 359.

Das Umständlichere meldet Dr. Staffler's „Tirol und Vorarlberg“ II. Thl. II. Bd. S. 104.

XII. Das Heimathland.

Der Kapuciner Joachim Haspinger hatte sich im November nach Münster in Graubündten geflüchtet, und von dort in das Schloß Goldrain. Als Hausirer besuchte er den Andreas Hofer in der Alpenhütte, und suchte ihn zu bewegen, mit ihm über Kärnthen, oder wo immer, nach Wien zu entfliehen. Es war umsonst.

XIII. Der Leidensgefährte.

Cajetan Sweth, von seinen Aeltern in Gratz so hart behandelt, daß er entfloh, kam nach unzähligen Leiden als Student nach Tirol, und ersuchte in Neumarkt den Sandwirth um einen Vorweis. Hofer ermunterte ihn, den Landesvertheidigern sich anzuschließen. Sweth genoß gar bald das besondere Vertrauen des Kommandanten, dem er mit ganzem Herzen ergeben war. Er bezog mit ihm die Alpenhütte, und diente ihm als Secretär oder Adjutant, wie man es nennen will. Der unzuverlässige Raffl war beim Holzziehen an sie herangekommen, gab jedoch dem Sandwirthe

das heilige Versprechen, ihn gewiß nicht zu verrathen. Als aber dem Sandwirthe gleichwohl seine Sicherheit immer bedenklicher wurde, drang er in den ihm werthen Jüngling, sich zu flüchten. Sweth war so edelmüthig, dieses Ansinnen zurückzuweisen. Er blieb bei seinem Wohlthäter, wurde mit ihm den 30. Jänner 1810 gefangen genommen, und nach Mantua transportirt. Im Kerker daselbst wohnten sie beisammen, und Hofer nahm ihn oft, wie ein Kind, auf die Arme, und trug ihn herzend umher. Er gab ihm auch den Zärtlichkeitsnamen „Töniger," woraus die Meinung und Meldung entstand, der treue Leidensgefährte Hofer's habe Töniger geheißen.

XIV. Des Sandwirths Treue.

Derselbe General Bisson, der am 13. April 1809 zu Wilten durch Teimer gefangen genommen worden war, präsidirte bei dem Kriegsrathe über Hofer zu Mantua. Der menschenfreundliche und für die schonende Behandlung der Tiroler noch dankbare Mann kam persönlich zu Hofer in das Gefängniß, und suchte ihn zur Annahme einer französischen Bedienstung, oder wenigstens zum ausdrücklichen Bruche mit Oesterreich zu bewegen, indem er nur unter diesen Bedingungen ihn retten könne. Hofer wählte den Tod. Sweth

war bei diesem denkwürdigen Ereignisse zugegen. Er selbst wurde nach dem Tode Hofer's durch Daumenschrauben gezwungen, in französische Kriegsdienste überzutreten. Er erlebte die seltsamsten Abenteuer, und entfloh bei der ersten Gelegenheit zur österreichischen Armee, wo er einstand. Zur Belohnung seiner Verdienste erhielt er die kleine goldene Civil-Ehren-Medaille, und eine Anstellung als Beamter. Er ist gegenwärtig k. k. Rechnungsoffizial bei der Provinzial-Buchhaltung hier in Innsbruck. Seine Lebensschicksale fanden eine umständliche Erzählung in dem damals von dem Freiherrn v. Hormayr in Wien herausgegebenen Archive.

XV. Hofer's eigentliches Lebensende.

Daß Hofer in Mantua noch vor der Ausführung zum Tode sehnlichst einer h. Messe beizuwohnen begehrte, ist Thatsache: eben so, daß sein Leib unmittelbar nach dem Erschießen in die Kirche getragen, und dort, nach italienischer Sitte, ausgesetzt wurde. Während des Meßopfers bewegte sich das Leichentuch, und gleichzeitig glaubten die Umstehenden einen deutlichen Seufzer des Sandwirthes vernommen zu haben. Daraus entstand bei Einigen die Meinung, bei Andern sogar die Behauptung, Andreas Hofer sei

erst während seiner Seelenmesse verschieden. Oeffentliche Blätter meldeten, daß neulich ein Ungar, dem die Kugel durch die Hirnschale hinein- und herausfuhr, unerklärbarer Weise noch sieben Tage lebte.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Nöthigere Berichtigungen.

S. 4 durchsintert für durchsittert.

S. 57 Spreu für der Spreu.

S. 79 dieß ist sicher für dieß ich sicher.

S. 130 Petrus für Paulus.

Knode

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Flir, Alois,

Bilder aus den Kriegszeiten Tirols Geschichtliche und poetische Erzä
hlungen von Alois Flir

Innsbruck 1846

P.o.germ. 379 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108101-5